# DIE ROSE VON HEIDELBERG: HISTORISCHER ROMAN AUS DEM PFÄLZERKRIEGE...

Luise ¬von Robiano



Die

# Rose von Heidelberg.

Historischer Roman
aus dem Pfälzerkriege 1689—1693

von

L. v. Robiano.

Zweite Abtheilung.

1. Band.



Leipzig.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1872.

## Inhaltsverzeichniß.

## Zweite Abtheilung.

(Drei Jahre später.)

# Georg v. Heydersdorff oder der Verräther.




## Erstes Capitel.

### Heidelberg unter der Regierung des kaiserlichen Marschalls Georg Heydersdorff.

---

Die französischen Truppen, unter der Anführung des Mordbrenners Brigadechef Melac, hatten nur wenige Tage Heidelberg verlassen, als eine Abtheilung der Alliirten, unter dem Befehle Ludwig's, Markgrafen von Hessen, in die zertrümmerte, noch von dem allgemeinen Brande rauchende Stadt einzog. Vier Regimenter, Truppen aus Sachsen-Gotha, Bayern, Polen und Oesterreich, bildeten dieses Hülfscorps. Sofort gingen diese mit den betrübten Einwohnern mit großer Energie an das Wegräumen des Schuttes und an das Aufbauen der nur theilweise beschädigten oder verbrannten Häuser. Mit gleichem Fleiße sah man in diesen Tagen Bürger und Soldaten aller Confessionen

in einem Streben vereinigt. Besonders lobend wird von einem alten Schriftsteller die menschenfreundliche Gesinnung der jüdischen Bevölkerung erwähnt, was um so mehr hervorgehoben zu werden verdient, als die Juden auch in der Pfalz noch immer eine sehr untergeordnete Stellung einnahmen, noch immer Nachts in ihrem Stadtviertel eingeschlossen wurden. Wiewohl der Heidelberger Magistrat den Juden später keine öffentliche Belobung zukommen ließ, gab er doch stillschweigend seine Anerkennung durch die Thatsache kund, daß man kein Thor mehr an dem Juden-Stadtviertel anbrachte, und die Bewohner folglich freien Eintritt in die Stadt erhielten. Nicht nur leisteten die Juden thätige Hülfleistungen bei den schweren Bauarbeiten, sondern spendeten auch auf's Großmüthigste den ärmeren Christen Geld. Es herrschte ein reges, bewegtes Leben in Heidelberg, kein Arm feierte, selbst Weiber, Mädchen und Knaben nahmen ihren Antheil an der allgemeinen Arbeit und halfen ohne Unterschied, wo sie konnten, bereiteten Erfrischungen für die Mannschaft, oder trugen Steine und Wasser herbei. Eine Zeit lang vergaß man über der Arbeit selbst das Trauern um den Verlust der Habe und der theuern Familienhäupter, die von dem ruchlosen Melac als Geißel nach Frankreich geschleppt worden waren. Noch

immer war der Feind im Besitz des einen Rhein-
ufers, noch immer war eine Wiederholung der
grauenhaften Zerstörung zu befürchten; es galt
daher, auch die äußern Festungswerke dergestalt
herzustellen, daß die Stadt eine Belagerung aus-
halten könne. Zugleich mit den Wohnhäusern in
Stadt und Vorstadt räumte man in dem Schloß-
hofe auf, und richtete die unteren Räume noth-
dürftig zur Unterkunft des Commandanten und
einer Abtheilung der Garnison ein. Pionniere und
Ingenieure arbeiteten an einer neuen Brücke über
den Neckar, was rascher von Statten ging, da die-
selbe nicht ganz gesprengt worden, die beiden Grund-
pfeiler an beiden Ufern unbeschädigt geblieben
waren. Die Zeit hatte dem sich zurückziehenden
Feinde gemangelt, sie vollständig abzubrechen. Es
wurde so kräftig und unausgesetzt gearbeitet, daß
schon im zweiten Jahre Heidelberg ein wohnliches
Ansehen im Innern gewann, und von Außen durch
die erhöhte Stadtmauer, die mit schweren Ge-
schützen besetzte Stern- und Trutz-Baier-Schanze,
die bemannten Thürmchen an den Thoren, ebenfalls
einen imposanten Anblick gewährten.

Bald nach eingetretener Ruhe stellte sich aber
heraus, daß die fremde Garnison, allerdings noth-
wendig, aber dennoch eine drückende Last für die

verarmte Bürgerschaft war, und daß man zum Unterhalt derselben bedeutende Opfer an Geld und Lebensmitteln bringen mußte. Dazu kam das unbefriedigende Verhältniß zwischen dem kaiserlichen Commandanten Marschall Heydersdorff zu den pfälzischen Offizieren und Beamten. Sein stolzes Wesen schreckte die Einwohner von jedem traulicheren Verkehr mit dem Schlosse ab, während die alten, kriegserfahrenen Männer sich wenig Schmeichelhaftes über dessen Feldherrntalent zuflüsterten. Ganz besonders aber mißfiel seine Habsucht und Geldgier, sowie sein vertrauter Umgang mit dem Abte des Capuzinerklosters, welcher für einen entschiedenen Freund der Franzosen galt, sowie seine Parteilichkeit für die jüdische Bevölkerung. Man sagte sich in der Stadt, daß die Letzteren mit schwerem Gelde heimlich sich die Gunst des Commandanten erkauft hätten. Wer aber einmal sich bestechen läßt, dem traut man auch anderweitige Untreue zu, hieß es. Der Markgraf von Baden, ehe er die Stadt dem Heydersdorff feierlich übergab, hatte in Gegenwart der Garnison denselben auf das Eindrücklichste ermahnt, „die Stadt im Fall eines Angriffes bis auf den letzten Mann zu vertheidigen," und sogleich bei der Annäherung des Feindes Succurs von Heilbronn, wo das Hauptquartier lag, zu verlangen. Heyders=

dorff hatte zwar darauf den Eid geleistet, daß er es also halten wolle, aber das Mißtrauen wurde bald durch sein zweideutiges Benehmen in allen Ständen geweckt. Ohne daß man gewagt hätte, laut diesen unheimlich drückenden Gefühlen Worte zu verleihen, empfanden die Bürger sämmtlich, wie nothwendig es sei, daß die Einwohner selbst eine bewaffnete Macht bildeten. Heydersdorff widersetzte sich diesem Vorschlage nicht, er selbst äußerte sich einige Male darüber unzufrieden, daß die Generalität ihm nur 12,000 Mann als Besatzung eingeräumt habe. Unter der Leitung des alten pfälzischen Obristen von Dörpp, des Herrn von Alvendel und einiger kaiserlicher Offiziere formirte man eine Bürgerwehr, deren Aufgabe es sein sollte, bei einer Attake die Soldaten zu unterstützen. Mit Beifall wurde der Aufruf von den Einwohnern aufgenommen; wer kräftig genug war, eine Büchse zu tragen, Schwert oder Lanze zu führen, ließ sich in das Bürgerregiment einreihen. Indessen war zu Wien der greise Kurfürst gebrochenen Herzens über die Verödung seines schönen Landes gestorben. Sein Sohn Johann Wilhelm trat eine traurige Erbschaft an; ihm hatte der sterbende Greis die schwere Pflicht an's Herz gelegt, nach besten Kräften die Wunden zu heilen, welche

das Schicksal dem bedrängten Lande geschlagen. Johann Wilhelm zählte 32 Jahre, als er von Wien aus durch Commissare die Huldigung als Kurfürst annehmen ließ. Im Laufe desselben Jahres traf er selbst in Heidelberg ein, wo er zwar von den Einwohnern herzlich begrüßt wurde, aber keine bleibende Stätte, kein Geld, kein persönliches Ansehen und keine pfälzische Regierung fand. Er begab sich daher nach Düsseldorf, und vermählte sich zum zweiten Male mit einer liebenswürdigen Prinzessin von Toscana, da auch der Kurfürst katholischer Confession war.

Trotzdem, daß das fürstliche Ehepaar in den bescheidensten Verhältnissen lebte, trat bald fühlbarer Geldmangel ein, so daß Johann Wilhelm sich genöthigt sah, das Aemtchen Vorberg für 200,000 Gulden dem Deutschorden zu verpfänden, um die Ausgaben seines kleinen Hofstaates bestreiten zu können. Er bezeigte sich aber ebenfalls großmüthig gegen sein darbendes Volk, und wahrhaft väterlich gesinnt gegen die Heidelberger. Mit unsäglicher Mühe und großen persönlichen Opfern suchte er den gänzlich darniederliegenden Handels- und Gewerbsstand im Lande aufzurichten. Zu diesem Zwecke erließ er ein Edict, in welchem er allen Kaufleuten, Landleuten, Fabrikanten und Gewerbs-

leuten die Steuern auf 20 Jahre hinaus erließ, welche in Heidelberg oder in dessen Umgebung ein Geschäft gründen, das Land anbauen und Fabriken errichten würden. Er versprach neben diesem, den Boden und alle Baumaterialien unentgeltlich verabfolgen zu lassen.

Dieses großmüthige und weise Edict hatte zwar zur Folge, daß viele von den ausgewanderten Pfälzern zurückkehrten und die kurfürstliche Gnade benutzten. Indessen kam kein rechter Wohlstand auf, ließ sich auch keiner voraussehen, so lange die Feinde einen Theil der Pfalz inne hatten, und die Bürgerschaften, trotz der Anwesenheit der alliirten Truppen, einer Wiederholung der französischen Gräuel gewärtig sein mußten. Wozu das Land anbauen, welches doch wieder verwüstet wird? fragten sich die Land- und Edelleute. Wozu eine Handlung, ein Gewerbe eröffnen, eine Fabrik erbauen, so lange wir befürchten müssen, daß in einer Stunde Alles von den Feinden zerstört oder verbrannt werden kann? Ebenso zaghaft zeigten sich in Heidelberg die Gelehrten an der Hochschule. Einige Professoren kehrten zwar von Frankfurt auf die Bitten des Kurfürsten nach Heidelberg zurück, aber es gab begreiflicher Weise unter solchen Auspicien mehr Lehrer als Studenten. Dagegen wurde

der bescheidene Hof zu Düsseldorf der Mittelpunkt aller pfälzischen Gelehrten und Künstler. Johann Wilhelm legte in diesen traurigen Jahren die erste Grundlage zu der jetzt so berühmten Gemäldesammlung, da auch seine Gemahlin ein reges Interesse für die schönen Künste bezeugte. Obwohl der Kurfürst katholischer Confession war, legte er nirgends Parteilichkeit an den Tag, vielmehr erneuerte er, nach dem Beispiele seines mildgesinnten Vaters, die Privilegien der freien Religionsausübung, welche den Protestanten von anderen Regenten ertheilt worden waren.

Nicht nur Heidelberg, auch Mannheim war von den Kaiserlichen auf's Schleunigste und Eifrigste soweit wieder aufgebaut worden, daß die Festungswerke kräftigen Widerstand leisten konnten. Auch hierher waren viele der geflüchteten Einwohner, welche nicht ins Ausland gegangen waren, zurückgekehrt und suchten sich häuslich einzurichten.

Beide Armeen, die Alliirten und die Franzosen, standen sich fast zwei Jahre lang einander gegenüber, ohne daß ein entscheidender Schritt zur Vertreibung der Eindringlinge geschah. Die Alliirten lagerten auf dem rechten Ufer; das Hauptquartier befand sich zwischen Bretten und Mannheim. Es ist wohl mit Recht anzunehmen, daß die Pfalz

früher befreit worden wäre, wenn die Alliirten mit gehöriger Energie und Klugheit aufgetreten, oder wenn die drei Oberbefehlshaber: Schevening und die Markgrafen von Hessen und Baden, sich verständigt und zu einem festen Plane vereinigt hätten. Wie schlimm eine Zerspaltung der Kräfte, eine Uneinigkeit der Anführer in einem Kriege ist, beweist deutlich und abermals dieser pfälzische Krieg. Wie glänzend und ruhmreich dagegen der Erfolg eines vereinigten Deutschlands unter erfahrenen, wahrhaft patriotischen Anführern im Jahre 1870! Die Vergangenheit soll die weise Lehrerin der Gegenwart und der Zukunft sein! Die alliirten Oberbefehlshaber im Jahre 1690 konnten sich nie verständigen und die nächsten schlimmen Folgen dieser Uneinigkeit waren, daß Ludwig XIV. Zeit gewann, die Küsten Frankreichs noch wirksamer zu befestigen und neue Streitkräfte für seine Armee herbeizuziehen.

Es ist leicht zu begreifen, wie die Nähe des Feindes, die stete Furcht vor einem Ueberfalle äußerst niederschlagend und entmuthigend auf Handel und Gewerbe wirkten und jede strebsame Kraft erlähmten.

Einen gleichen Druck übte der Kriegszustand auf die kleine Universität aus, obgleich die meisten Pro-

fessoren nach Heidelberg zurückkehrten, sobald einigermaßen das Universitätsgebäude wieder hergestellt war. Die Zahl der Schüler blieb eine sehr geringe. Die Furcht vor dem Feinde war das Schwert des Damokles, welches die Studirenden von der bedrohten Stadt fern hielt.

So kam es denn auch, daß, ungeachtet unsere beiden jungen Freunde Johannes und Balthasar mit Eifer und Energie das Gewerbe der Väter übernahmen und betrieben, dennoch der Absatz so wenig lohnend ausfiel, daß noch viel an den, von den Franzosen verlangten 50,000 Livres, dem Lösegeld für die gefangenen Bürger, fehlte, und die Trauer um die geliebten Hausväter jede freudige Stimmung trübte. Der stille, aber tiefe Kummer blieb nicht ohne sichtbaren Einfluß auf die Hinterbliebenen. Die sonst so muntere, blühende Matrone Frau Gertrude sah bleicher aus und stand ihrer Haushaltung nicht mehr mit der gewohnten Elasticität vor. Von dem Tage an, daß Hammer ihr entrissen, legte sie Trauerkleider an und verließ selten mehr das Haus. Unermüdet aber, oft bis in die späte Nacht hinein, saß sie am Spinnrade, denn sie wollte das Garn verkaufen uud den Erlös zu ihrem Antheile des Lösegeldes legen. Auch Käthchen fühlte lebhafter und tiefer, als man von

ihrer Natur erwartete, den Verlust des Vaters. Sie war eine ganz Andere geworden, trug sich stets nur in dunkler Kleidung, besuchte nur den Sonntagsgottesdienst und ihre Freundinnen; von allen heitern oder lustigen Gesellschaften, deren Seele sie früher gewesen, hielt sie sich fern und ging der Mutter getreulich an die Hand bei allen Hausgeschäften. Ihre Hauptfürsorge blieb die Pflege des kleinen Paul, das Kind der unglücklichen Katharina, welche noch immer bei der edlen Familie ihre Heimath hatte, aber nach der Geburt ihres Kindes schwermüthig geworden war, theilnahmslos für Alles. Sowohl Martha wie Elisabeth hätten gern Katharina zu sich genommen, um der edlen Familie Hammer die Sorge für die Kranke zu erleichtern, allein weder Trude, noch Käthchen gaben es zu. Sie hegten die Hoffnung, daß noch die mütterliche Liebe in der Brust erwachen und das umflorte Bewußtsein auf's Neue beleben werde. Ein Jahr war indessen vergangen und noch immer blieb die Kranke in dem gleichen trostlosen Zustande, von düsterer Schwermuth und Theilnahmlosigkeit. Nur selten ertheilte sie eine kurze, einsylbige Antwort auf eine an sie gerichtete Frage; aus eigenem Antriebe redete sie Niemand an, beachtete sogar wenig ihr rosiges, kräftiges Kindchen, welches sich an ihre

Kniee schmiegte uud verwundert die schönen, blauen Augen zu der schweigenden Frau erhob. Auch als der kleine Paul, die ersten undeutlichen Laute „Mut—ter“ stammeln konnte, belebte kein noch so schwacher Freudenstrahl das matte Auge Katharina's, eben so wenig ein Lächeln den ernst geschlossenen Mund. Käthchen war der Waise Mutter, mit unsäglicher Selbstaufopferung hegte und liebte das junge Mädchen das liebliche, verlassene Wesen. Und wie wohlthätig wirkte diese Liebe erst auf Käthchens Gemüth ein! Man hatte früher ihre Schönheit, ihren sprühenden Witz, ihre reizende Schalkhaftigkeit und unschuldige Kokettterie bewundert, jetzt erst liebten sie Alle, Jung und Alt, und Balthasar wurde um den Besitz eines solchen Schatzes von allen jungen Männern in Heidelberg beneidet. Balthasar wußte aber auch Käthchens Werth zu schätzen und gestand ohne Erröthen ihren guten Einfluß über ihn ein. Die Gewißheit ihrer Liebe hatte den jungen Mann zu dem ersten Schritte auf dem Wege einer moralischen Veredlung ermuthigt, und jetzt, als erklärter Bräutigam, strebte er noch eifriger danach, des Glückes würdig zu werden und dem Geliebten auch Achtung einzuflößen. Mit Scham und herzlicher Reue dachte er nun an seine vergangenen Thorheiten zurück, vermied sorgfältig jede lockere Gesellschaft und ver-

kehrte nur mit solchen Männern, die ihn in seinen guten Vorsätzen durch Wort und Beispiel stärkten. Seine Mutter, welche so viele bitteren Thränen des Kummers über den Sohn vergossen, blickte jetzt mit Stolz auf ihn und hielt sein Ansehen, als Stellvertreter des Vaters, in den Augen der Gesellen aufrecht, bis er selbst durch sein Benehmen sich die Achtung seiner Untergebenen errang.

Ein stilles, aber inniges Band der Liebe hielt noch die drei Familien verbunden; manche trauliche Abendstunde verbrachte man beisammen, wo stets lebhaft der Entfernten gedacht wurde. Auch Johannes und Elisabeth, waren im Herzen nicht minder glücklich in dem Bewußtsein ihrer gegenseitigen Liebe, obgleich Johannes aus Rücksicht auf die traurigen äußeren Verhältnisse auf keine eheliche Verbindung zu dringen gewagt hätte. Er wußte, daß Elisabeth nicht ganz nach eigener Wahl sich vermählen durfte, und wenn sie es auch eingewilligt, verbot ihm seine Lage jeden Gedanken an eine Verheirathung. Der Goldschmied hatte zwar, wie wir wissen, einen großen Theil seiner Goldwaaren, sowie baares Geld vor den Feinden gesichert, aber die Schmucksachen konnte Johannes nicht verkaufen, während das baare Geld zur Wiederaufrichtung des Geschäftes, zum Lösegeld

und zur Bestreitung der Haushaltung dienen mußte, indem damals die Gesellen im Hause des Prinzipals wohnten und beköstigt wurden. Martha besaß zwar Güter, aber diese lagen in Frankreich, und die Occupation von zwei Armeen ließ keine Geldsendung von dort nach Heidelberg gelangen. Sie befand sich daher selbst als Gast bei Johannes. Elisabeth fühlte sich hinreichend durch die zarte, brüderliche Liebe des Pflegebruders beglückt, ihrer jungfräulichen Seele lag jedes leidenschaftliche Verlangen nach einem anderen Verhältnisse fern, sie wäre zufrieden gewesen, wenn sie ihr ganzes Leben lang als Schwester ihm hätte zur Seite bleiben können. Anders sah es in dem Herzen des Jünglings aus, der oft mit wehmüthigem Blicke Zeuge der bräutlichen Zärtlichkeit von Käthchen und Balthasar sein mußte! Nur sein fester, eiserner Wille, seine moralische Kraft, die Furcht auch vielleicht, durch eine formelle Erklärung seiner heißen Liebe die heitere Unbefangenheit Elisabeth's zu stören, hielt seine Leidenschaft im Zaum, verschloß ihm die Lippen.

Martha, obwohl sie den Gegenstand auch bei einem Zusammensein mit Johannes ängstlich vermied, war nicht gleichgültig gegen die Wünsche desselben. Die heitere Frau war viel stiller und

nachdenklicher geworden; sie stattete öfters dem protestantischen Decan Besuche ab, worüber sie den Geschwistern niemals Mittheilungen machte. Alle sahen, daß sie ein Geheimniß auf dem Herzen trug, das ihr schwer zu bewahren ward. Eines Tages drang Johannes lebhaft in sie, sich auszusprechen; da erklärte Martha, sie sei nur betrübt, weil ihre Correspondenz mit Frankreich unterbrochen und damit ihr jede Möglichkeit abgeschnitten sei, ihre eigenen Angelegenheiten dort nach Wunsch zu ordnen, oder um die Fürsprache der edlen Gönnerin Elisabeth's, der Herzogin von Orleans, für den Goldschmied zu erbitten.

Johannes versprach, mit einigen Freunden zu berathen, ob es nicht möglich sei, von Heidelberg aus Briefe an die Herzogin zu befördern, allein Martha rieth von einer ähnlichen Besprechung ab.

„Meine Verbindung mit dem französischen Hofe ist hier zu bekannt," sprach die vorsichtige Frau, „als daß ich einen solchen Schritt jetzt wagen dürfte. Ihr wißt, es wird seit Kurzem das Gerücht immer lauter, daß sich Spione in der Stadt aufhielten, und zwar so wohlverkleidet, daß die Kaiserlichen vergebens nach ihnen fahndeten. Würde ich den Verdacht auf mich lenken, so würde dies viel

Elend über uns Alle bringen. Wir müssen uns still in die Umstände fügen und die Erfüllung unserer liebsten Wünsche vertrauensvoll Gott überlassen. Er kennt allein die rechte Stunde, mein lieber Johannes!"

Martha begleitete diese letzten Worte mit einem Blicke, der mehr sagte, als die Lippen sagen können. Der junge Mann zuckte leicht zusammen. Dann ergriff er die Hand der mütterlichen Freundin, küßte dieselbe ehrerbietig und sagte mit bewegter Stimme:

„Ihr habt recht, Martha, wir müssen geduldig warten, bis die bestimmte Stunde schlägt, die uns Allen Glück bringen und unsere geheimen Wünsche erfüllen soll. Die Zeit ist eine ernste; so lange wir noch nicht sicher sind, daß abermals die Stadt in Flammen aufgeht, darf jedes patriotische Herz nur für das Vaterland schlagen. Balthasar und Käthchen gehen uns mit schönem Beispiele voran, warten wir daher noch geduldig die Zukunft ab."

Obgleich Johannes die Zahl seiner Arbeiter auf drei beschränkte, so war ihre Beköstigung, neben den schweren Steuern, die auch die deutschen Truppen verursachten, den Beiträgen an andere verarmte Freunde, der Abzahlung an dem Lösegelde für die Heidelberger Geißeln, sehr drückend und konnte nur

durch die äußerste Sparsamkeit seinerseits und die treue Mithülfe Dörtchens bestritten werden.

Balthasar's Geschäft war ein weit einträglicheres, als das Johannes'. Gold und Silber konnten die Einwohner entbehren, aber Arzeneien nicht, besonders bei der zur Zeit herrschenden Epidemie.

Auch Hammer's Geschäft kam rascher unter der Leitung des gewissenhaften ältesten Gesellen empor; die Schloß-Intendantur gab dem wohlbekannten und reellen Hause große, einträgliche Lieferungen für die Armee, so daß diese Familie keine Noth litt. Es ruhte sichtlich ein Segen auf derselben für die christliche Liebe, welche Hammer's Familie der verlassenen Frau und ihrem Kinde erwiesen. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß Martha, Elisabeth und selbst Dörtchen zur Bestreitung der Haushaltung beitrugen. Dörtchen hatte, nachdem sie sich von dem Unfall bei dem Brande erholt, nicht versäumt, von dem Müller Hannes ihr Erspartes zurückzufordern, und überbrachte es eines Tages Johannes.

„Nehmt das Geld," sagte die Alte, „ohne Scrupel, Johannes. Alles, was ich heute mein nennen kann, kommt ja von Eurem Vater und Großvater her. Was soll ich das Geld im Keller vergraben, anstatt daß es im Geschäfte Zinsen trage?"

„Aber Du könntest es doch selber gebrauchen,“ wandte Johannes ein.

„Ach was, gebrauchen! So lange Ihr einen Bissen Brod habt, theilt Ihr mit der alten Dienerin, und wenn man mich in's Grab legt, brauch' ich's auch nimmer, fiele Euch Beiden, Dir und dem Lieschen, doch als Erbtheil zu. Nehmt nur, Kinder, mich wundert, daß es so viel ist! Hätte mein Lebelang nicht gedacht, daß die alte Dörte so reich wäre. Seht nur! habe fast mehr Erspartes, als Verdienst,“ setzte die Alte hinzu. „Sollt' man nicht sagen, die Münzen hätten sich im Keller vermehrt?“

„Das kommt daher, weil mein guter Vater alle Jahre Deine Zinsen zum Capital gelegt hat, gute Dörte,“ erklärte ihr Johannes.

„Carmer sagte immer,“ meinte Elisabeth, „das Dörtchen werde sich einmal freuen, wenn sie sähe, wie ihr Geldstrumpf seit 25 Jahren voller geworden sei.“

Das kleine Capital der treuen Magd verhütete aber, daß Johannes seinen Weinberg mit großem Schaden verkaufte. Gott segnete die zweite Weinlese so überaus reichlich, daß er nicht nur für sein eigenes Haus Wein in den Keller legen, sondern auch eine größere Summe Geldes in die gemein=

same „Lösegeldcasse" thun konnte. Elisabeth blieb auch nicht zurück an Selbstaufopferung. Gleich nach dem Brande hatte sie allen Schmuck, welchen ihr der Vater seit vielen Jahren zu ihrem Namenstage und bei sonstigen Gelegenheiten geschenkt, ohne Wissen Johannes', dem Müller Hannes in die Mühle getragen und diesen gebeten, die Sachen für sie bei den Juden zu verkaufen. Hannes hatte den Schmuck angenommen und dann der glücklichen Elisabeth eine Summe als Erlös zugestellt, worüber das gute Mädchen noch mehr erstaunte, als Dörtchen.

„Ich hätte nie geglaubt, daß die Sachen so werthvoll seien und daß die Juden so gewissenhaft handelten," sagte sie.

Johannes aber durfte nichts von dem Verkaufe wissen, nur Dörtchen und Martha wußten, woher es kam, daß die Hausprovisionen so ungewöhnlich lange aushielten. Es war wie der Segen im Oelkruge. Martha trug ebenfalls ihr Scherflein bei, und mit diesen vereinten Kräften, verbunden mit Einfachheit, Ordnung und Gottesfurcht, sehen wir drei Jahre nach dem entsetzlichen Brande Alles ziemlich so wie früher. Nur die Prachtzimmer waren nie mehr benutzt worden und manches Werthvolle daraus verschwunden. Die beiden Geschwister aber wiesen

nie einen Dürftigen von ihrer Schwelle, wenn es auch wenig war, was sie zu geben vermochten. Martha war des Anstandes wegen in das Carmer'sche Haus gezogen und hatte das ihrige an einen Deutschen verpachtet, der einen guten Miethzins dafür geboten. Verkaufen wollte Martha das Häuschen nicht, weil sie dasselbe nach Elisabeth's Verheirathung oder nach der Rückkehr Carmer's wieder zu beziehen gedachte.

## Zweites Capitel.

### Der Obrist.

Der Fremde, welcher Martha's Haus gemiethet hatte, hieß Obrist von Pullnitz, war im Kriege gegen die Türken verwundet und durch eine Erblindung des rechten Auges gezwungen worden, seinen Abschied zu nehmen. Er lebte von einem Gnadengehalte des Kaisers sehr eingezogen, besaß nur einen Bedienten, der auch für die Pflege seines schönen Pferdes Sorge trug. Mit den Einwohnern der Stadt verkehrte er wenig; dagegen gewann er bald an Ansehen bei denselben durch seine reichen Spenden für die Armen, und weil er stets die etwas erhöhten Preise für seine Einkäufe ohne Widerrede entrichtete. Da er katholischer Confession war und, wie sein Diener erzählte, sehr strenge die Fasten und andere Ceremonien hielt, war es natürlich,

daß er mit den katholischen Geistlichen, namentlich mit den Capuzinern verkehrte, in das Kloster der Letzteren zur Beichte ging, und häufig von einem der Capuzinermönche aufgesucht wurde. Nach einer formellen Audienz im Schlosse bei dem Commandanten Heydersdorff war er einige Male zur großen Tafel geladen worden, hatte aber diese Ehre meistentheils unter dem Vorwande abgelehnt, daß seine Gesundheit nicht zuließe, dergleichen Festivitäten beizuwohnen, und daß namentlich seinen kranken Augen das Licht von Kerzen oder Fackeln schmerzlich und gefährlich wäre.

Da der Obrist von Pullnitz stets auf der Straße entweder mit einer schwarzen Binde erschien, welche ein Auge und die Stirne verdeckte, oder im Herbste, wo die Sonne minder hell leuchtete, eine Brille mit dunkeln, schwerfälligen Gläsern trug, so mußte diese Angabe wahr sein. Viele bedauerten daher den Obristen, daß er so frühzeitig, in seinen besten Jahren, zu einem unthätigen Leben verurtheilt worden.

Nach den Versicherungen des Obristen und seines Dieners, brachten Beide ihre Tage in klösterlicher Einsamkeit zu, da der Erstere auch den Verlust seiner geliebten Gattin und eines hoffnungs-

vollen Sohnes betrauerte. Der Sohn sollte an der Seite des Vaters in der Schlacht gefallen, die Frau aber aus Kummer darüber gestorben sein. Die Aussagen von einigen Bauern und Holzfällern, welche zu einer sehr späten Stunde das Haus passirten und behaupteten, daß sie nicht nur viel Licht, sondern auch einen heiteren Gesang dort vernommen, fanden daher nur theilweise Glauben und nach wie vor blieb der Obrist eine geachtete Persönlichkeit in Heidelberg.

In unseren Tagen wäre wohl von der hochlöblichen Polizei in Betreff der Herkunft und der Existenzmittel dieses Obristen a. D. nachgefragt worden, ob es sich nach seinen Angaben mit Allem genau so verhielt. Aber der Schloßcommandant benahm sich sehr freundlich gegen diesen Herrn, und der ehrliche Cruget als Bürgermeister war schon bei dem ersten Besuche des Fremden ganz für denselben eingenommen, und betrachtete dessen häufige, wenn auch nur kurze Ansprache als eine Ehre, welche der Obrist dem Stadtoberhaupte erwies, oder als einen ihm schuldigen Tribut der Hochachtung. Cruget's Hauptvorzug lag nicht in seiner Verschwiegenheit, wiewohl er auch gerade nicht zu Denen gehörte, welche nichts verschweigen können. Ein Amtsgeheimniß wußte er gut zu bewahren, sonst

aber liebte er eine trauliche Mittheilung oder ein Plauderstündchen bei einem Becher guten Weines. Der Obrist war angenehm und gewandt in der Unterhaltung, hielt auch einen ausgezeichneten Wein. Es war daher nicht zu verwundern, daß Cruget gern die Einladung annahm, dem einsamen Invaliden durch seine Gesellschaft hie und da einen heitern Abend zu bereiten.

Der erste Besuch in dem einsamen Landhause hatte einen häufigeren Umgang zwischen den beiden Männern zur Folge, und es läßt sich vorstellen, daß die Unterhaltung sich nicht immer um die politischen Verhältnisse drehte, — obwohl der Obrist den Bürgermeister durch seinen wahrhaft glühenden Patriotismus und seinen grimmigen Haß gegen Frankreich entzückte, — sondern daß nach und nach dem Fremden die Verhältnisse der angeseheneren Bürger durch Cruget bekannt wurden. Der feurige Ungarwein mochte dem arglosen, mittheilsamen Bürgermeister in ungewöhnlichem Grade das Verlangen, sich auszusprechen, eingeben, und ihn blind gegen die auffallende Theilnahme machen, welche der Fremde an dem Berichte, besonders über die Geschwister Carmer, bezeugte.

Frau Else, die vernünftige, praktische Hausfrau des Bürgermeisters, mißbilligte sehr diesen Umgang

mit einem fremden Manne, noch mehr aber den Zustand von Aufgeregtheit, in welcher ihr Gatte stets von der Villa heimkehrte und der sich durchaus nicht mit der Würde eines Bürgermeisters vertragen wollte.

Wenngleich Cruget am folgenden Morgen seiner Hausfrau auf Ehre versicherte, daß er nicht einmal so viel getrunken, als er sich sonst vor ihren Augen im eigenen Wohnzimmer gestatte, — er fand entweder keinen Glauben, oder Else stellte die weise Behauptung auf, daß der Wein für einen Heidelberger Kopf zu hitzig sein müsse, und schlug vor, den Obristen mehr zu sich zu bitten, wo er keinen Ungarwein zu kosten bekommen werde.

Cruget befolgte eine Zeit lang diesen Rath, aber der Obrist ließ ihn so dringend durch seinen Bedienten um einen Besuch bitten, da er sehr leidend sei, daß Elsens gutes Herz bewegt wurde, und sie nichts mehr in den Weg legen mochte. Sie fühlte sich auch beruhigter um ihren Mann, als dieser einige gute Freunde in die Villa einführen durfte und der Obrist ihm den Auftrag ertheilte, bei dem jungen Carmer zwei silberne Becher nebst einem geschmackvollen Tafelaufsatze zu bestellen. Der Obrist sagte dabei, die Sachen wären nicht zu seinem Gebrauche, sondern es geschähe die Bestellung im

Namen des Prinzen Antonius, der dem jungen Carmer huldvoll gewogen sei und ihm zum Loskaufe des Vaters behülflich sein wolle. Die Bestellung war von der Bitte des Obristen begleitet, daß Carmer ihn besuchen und ihm die Zeichnungen der Werthgegenstände vorlegen möge.

Johannes war sehr erfreut über den Auftrag, welcher den Eifer der Gesellen anspornte und ihm zugleich den Vortheil einer lohnenden Arbeit, sowie auch einen reichen Gönner verschaffte. Vor Allem wurde beschlossen, Ehre damit einzulegen. Im kleinen Familienrathe wurden die Zeichnungen entworfen, sodann, nach reiflicher Ueberlegung und sorgfältiger Prüfung, von Elisabeth's kunstgeübter Hand auf feines Papier copirt. Der Tafelaufsatz stellte ein Schlößchen in Miniatur vor, dessen viereckige Thürme zwei wundervoll gearbeitete Obstkörbchen darstellten. Die Zeichnung und das Silberprachtstück wären wohl zu schwerfällig gewesen für unsere heutigen Begriffe von künstlerischer Schönheit, aber ganz in dem damaligen Geschmacke, wo weniger die Feinheit der Arbeit, als das Imposante und Werthvolle geschätzt wurde.

Mit hochklopfendem Herzen und freudiger Erwartung machte sich Johannes eines Abends mit dem Bürgermeister auf den Weg nach dem Land-

hause. Johannes hatte zwar Bedenken getragen, unangemeldet sich bei dem vornehmen Herrn einzustellen, zumal es Freitag war, wo derselbe nach der Aussage seines Bedienten regelmäßig einen Fasttag hielt. Aber der gute Cruget meinte, er sei ja längst kein Fremder mehr und dürfe zu jeder Zeit den Obristen aufsuchen.

Es war noch nicht dunkel, als man bei der Villa anlangte, und Johannes wunderte sich darüber, daß die Läden im untern Stockwerk bereits geschlossen waren. Auch fiel es ihm auf, daß mehrere Fußspuren in dem frischgefallenen Schnee sichtbar waren, welche man vom Gärtchen bis zur Hausthüre wahrnehmen konnte. Es schienen mehrere Personen in das Haus getreten zu sein.

„Wo mag denn der Hund sein?“ fragte Johannes erstaunt, „Martha sorgt doch immer dafür, daß der Hund in der Nähe des Hauses bleibt; die Hütte scheint aber leer zu sein.“

Er trat näher hinzu, und blickte in die Hütte, es war jedoch kein Hund zu sehen.

„Der Obrist wird ihn entfernt haben, weil er so bissig ist,“ meinte der Bürgermeister; „ich erinnere mich in der That jetzt, daß er mir einmal sagte, man habe es mit dem Thiere nicht mehr ausgehalten, und habe dieses in den Keller ge-

sperrt; der Hund sei sehr verwöhnt und wolle durchaus nicht zahm werden; der Obrist dürfe sich kaum aus dem Hause wagen, so wüthend sei das Unthier gegen ihn und den Diener."

„Das ist sonderbar," erwiderte Johannes; „Martha sagte oft, die Hunde hätten Verstand, und daß ihr Hund von ferne schon einen Spitzbuben wittere. Ich wollte es nicht glauben, aber eines Tages sah ich doch, daß sie Recht hatte, denn Franz besuchte Martha mit mir und dem Vater, um seine Braut abzuholen; da geberdete sich der Hund dermaßen wüthend, daß mir's himmelangst wurde, und wir froh waren, als wir im Hause standen."

„Er mochte wohl überhaupt keinen Fremden dulden," sagte Cruget lächelnd.

„Wir waren ihm doch bekannt, und uns bellte er nicht an, sondern nur den Franz. Er muß bei ihm den Bösewicht auf der Stirne gelesen haben."

„Dummheiten, Johannes! ich hätte Dich für verständiger gehalten; laß uns anklopfen, oder warte, vielleicht ist das Küchenfenster offen, ich will hineinsehen, ob Peter nicht in der Küche ist."

Die Beiden bogen um das Haus, denn die Küche lag im hinteren Theile desselben. Das kleine Fenster zu ebener Erde stand offen, ein verrätherischer Duft von gewürzigen Fleischspeisen drang

in den Garten und berührte angenehm den feinschmeckenden Cruget.

„Teufel! Das riecht nicht nach Fastenspeise," sagte der Bürgermeister, „sondern nach Wildpret! Wo mag der Obrist das herbekommen haben? — Ist selten jetzt! — Die im Schloß haben das freie Jagen verboten, alles Wild muß in die Soldatenküche wandern."

„Der Wald ist nahe; von hier aus kann Jeder soviel Wild schießen, als er mag, ohne daß er so leicht ertappt wird."

„Pfui, Johannes, was redest Du für Sachen! Meinst gar, der vornehme Herr sollte Wilddieberei t reiben."

„Ich meine gar nichts, Herr Bürgermeister, aber gehen wir jetzt in's Haus; meine Schwester wird ängstlich sein, wenn ich nicht bald heimkomme."

Cruget klopfte sofort ziemlich stark an die Thüre. Sogleich vernahm man ein unruhiges Hinundherrennen im Hause, und die Stimmen mehrerer Männer.

„Der Herr hat Besuch, wir stören heute," sagte Johannes; „ich habe Lust, unverrichteter Sache umzukehren, Herr Cruget. Nehmt Ihr die Zeichnung, und seid so gut, sie dem Herrn zu geben. Ich will morgen wieder kommen." Aber der Bürgermeister

hielt den jungen Mann bei der Hand fest, und bat ihn, wenigstens einzutreten, sie wollten nicht bleiben, wenn die Capuziner beim Obristen seien.

Es dauerte ziemlich lange, bis ein oberes Fenster geöffnet wurde und eine Stimme fragte: „Wer da?"

„Gut Freund!" rief der Bürgermeister hinauf. „Cruget ist es."

„Aber Ihr seid nicht allein, der Herr Obrist sind heute unpaß," antwortete Peter.

„Ich bringe den jungen Goldschmied, der Geschäfte mit dem Herrn hat."

Peter verschwand. Abermals dauerte es geraume Zeit, ehe aufgemacht wurde. Johannes, welcher mit dem Rücken gegen die Thüre stand, hörte deutlich, wie Leute eilig die Treppe hinunterliefen, und an ihnen vorbei, in den unteren Gang einbogen, der in das Zimmer führte, wo sonst Lotte, die Magd Martha's, geschlafen hatte. Auch der Bürgermeister stutzte ein wenig über das unhöfliche Benehmen seines vornehmen Freundes, machte aber ein freundliches Gesicht, als Peter die Thüre öffnete, und sie einzutreten und hinaufzugehen bat.

„Der Herr hat heute einen bösen Tag," sagte der Diener, während die Gäste in das hübsche

Wohnzimmer traten; „die Augen sind wieder stärker entzündet. Darum müßt Ihr näher zu ihm hintreten, damit er Euch sehen kann, Herr Bürgermeister."

Der Bürgermeister eilte auf einen elegant gekleideten Herrn zu, der in einem Sessel saß und den Kopf auf die Hand stützte. Dichte Vorhänge hingen vor den Fenstern, wodurch ein Dämmerlicht im Zimmer verbreitet wurde, welches das Gesicht des Kranken nur in unbestimmten Umrissen erkennen ließ. Außerdem war die schwarze Binde, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, so tief über das linke Auge herabgezogen, daß die Besucher die Augen gänzlich verbunden wähnten, der Kranke jedoch deutlich sehen konnte.

Mit scheinbarer Anstrengung erhob sich der Obrist aus seinem Sessel und streckte die Hand aus. „Verzeiht, daß ich Euch nicht entgegen gehe, meine Herren, ich fürchte mich zu stoßen," redete er die Gäste an. „Ich bedaure, auch heute die Zeichnung nicht prüfen zu können, bitte aber den jungen Goldschmied, die schöne Arbeit dazulassen, und morgen, oder in den nächsten Tagen mich wieder zu besuchen. Wollet Euch aber niedersetzen und ausruhen; der Weg ist weit, ein Glas Wein werdet Ihr nicht verschmähen. Leider ist heute Freitag, mein lieber

Freund Cruget, wo bei mir nichts Warmes auf die Tafel kommt, und mein Diener, als guter Katholik, ebenfalls mit mir Fasttag hält.“ Cruget sah unwillkührlich Johannes an, um dessen Lippen ein leises Lächeln spielte, denn Beide hatten bemerkt, wie Peter rasch beim Hinausgehen eine Schüssel wegnahm, auf der Fleischspeise lag. Cruget war jedoch so gebildet, diese Lüge zu ignoriren und dem Herrn zu versichern, daß er weder Wein noch Speise bedürfe; sein junger Freund werde ohnedies schmerzlich zu Hause erwartet.

„Kann mir's denken,“ sagte der Obrist, „ich hörte, Herr Carmer sei Familienhaupt.“

„Ohne eine Gattin zu besitzen,“ erwiderte Johannes.

„Nun, die wird wohl nicht lange ausbleiben, habe so Etwas vernommen, wie von einer stillen Liebe zu der schönen Pflegeschwester; ist ein gefährliches Amt für einen jungen Mann, eine so reizende Braut zu hüten, wie Elisabeth sein muß. Je früher die Hochzeit, desto besser für Beide, denke ich.“

Johannes fühlte sich unangenehm berührt durch diesen unzarten Scherz, aber er erwiderte in ruhigem Tone:

„Allerdings wünschen wir als Verlobte unsere eheliche Verbindung; allein wir sehen, daß unsere

Verhältnisse eine solche für jetzt nicht gestatten. Auch will Elisabeth nicht Hochzeit halten, so lange mein Vater noch in der Gefangenschaft schmachtet."

„Das ist ein Gefühl, welches mir Achtung einflößt," erwiderte der Obrist. „Ueberhaupt, Herr Carmer, verehre ich Eure Braut und Schwester, denn wir vernehmen nur Edles und Gutes von ihr. Ich nehme großen Antheil an Euch, und wünsche, daß mir vergönnt sein möchte, zu Eurem häuslichen Glücke beizutragen. Ist es mir erlaubt, Euch in der Werkstätte oder in Eurem Hause zu besuchen?"

Johannes versicherte, daß er es sich zur Ehre rechnen werde, wenn der Obrist ihn besuche; dann verabschiedeten sich Beide, da sie wohl bemerkten, ihre Gegenwart sei nicht länger erwünscht. Unten mußten sie Peter herbeirufen, damit dieser die Hausthüre öffne, denn sie war verschlossen, und der Schlüssel abgezogen. Der Bürgermeister wunderte sich über diese große Vorsicht, Peter aber sagte, sein Herr sei sehr mißtrauisch, zudem habe er augenblicklich viel Geld im Hause, und habe daher zu schließen befohlen.

„Ihr solltet den Kettenhund als Wache verwenden," sagte Johannes. „Wo ist er hingekom-

men? Seine Eigenthümerin hat sich ausbedungen, daß er gut verpflegt werde."

„Das wird er," erwiderte Peter sehr verlegen. „Aber weil er so viel bellt und der Herr leidend ist, so habe ich ihn bei Tage in den Keller sperren müssen. Bei Nacht darf er herumlaufen und bellen, so viel es ihm beliebt."

„Sonst bellte er nur, wenn er Fremde sah," bemerkte Johannes. „Es ist eine Pein für das lebhafte Thier, den ganzen Tag im feuchten Keller zuzubringen. Ich will mit Martha reden; wir könnten ihn auch zu uns nehmen. Sagt Eurem Herrn, daß er das Thier uns zuführen lasse, oder daß ich ihn selbst nächstens mitnehmen will."

Peter erwiderte hierauf nichts, und die Herren verließen das Haus.

Die Thüre wurde sehr eilfertig hinter ihnen geschlossen. War es Täuschung, daß Johannes ein lautes Gelächter vernahm? —

Während die Beiden nach der Stadt gingen, blieben sie ziemlich schweigsam. Der Bürgermeister unterbrach das Schweigen zuerst:

„Nun, wie gefällt Dir der Obrist, Johannes?"

„Ich kann noch kein Urtheil aussprechen, ich habe noch wenig mit ihm gesprochen und ihn zu

flüchtig gesehen. Man kann die Leute nicht nach dem Gewande beurtheilen."

„Das ist keine rechte Antwort, — oder soll ich annehmen, der Herr habe Dir nicht recht gefallen?"

„Ich hätte nichts gegen ihn einzuwenden, er war höflich und gebildet in seiner Unterhaltung; aber, wenn ich vom Herrn auf den Diener schließen müßte, so würde ich nichts Vortheilhaftes sagen. Der Peter hat nach meinem Dafürhalten keine vertrauenerweckenden Gesichtszüge. Gebt Ihr mir Unrecht?"

„Nein, wahrhaftig nicht, Johannes; ich mag den verschmitzten Kerl so wenig leiden, wie Du, habe auch den Obrist in dieser Beziehung befragt. Der ist zwar so ziemlich unserer Ansicht, aber weil er sehr brauchbar sei, die ganze Haushaltung besorge und seinen Herrn treu verpflege, behalte er ihn bei, bis er einen Besseren fände. Ich lasse mir's gefallen, so lange er mir keinen Grund zur Klage giebt; ich werde aber doch nachfragen, ob sein Herr wisse, daß er einen leckeren Wildbraten verzehre, wenn Oben gefastet wird."

Johannes lachte laut und herzlich.

„Aber, lieber Herr Cruget, glaubt Ihr denn, daß dieses ohne Kenntniß des Herrn stattgefunden hätte? Verrieth Euch nicht die Atmosphäre im

Wohnzimmer andere, als Mehlspeisen? Ich kann Euch versichern, daß ich beim Hinausgehen an eine der Fenstergardinen streifte; indem sie sich theilte, sah ich deutlich hinter denselben einen mit Fleischspeisen und Wein reichlich besetzten Tisch. Der Herr Obrist hielt für nöthig, uns einigermaßen an der Nase herumzuführen."

„Nun — ist möglich, — aber wer in aller Welt waren die Leute, die wir im Hause laufen hörten?"

„Ja, das kann ich nicht sagen; vielleicht Mönche und Beichtväter."

„Was? Bei einem delicaten Mahle, am Freitage?"

„Warum nicht? Die Katholiken können für alle Sünden Absolution erkaufen, auch Dispensirung von den Fasttagen."

„Freilich, aber dann sündigen sie innerhalb ihrer Klostermauern. Ich kenne die hiesigen katholischen Geistlichen; es sind meistens falsche Gesellen, deren Wort ich nicht trauen würde, selbst wenn sie einen Eid auf das Krucifix ablegten. Aber sie sind schlau genug, vor der Welt consequent zu erscheinen, darum glaube ich nicht, daß der Obrist heute Geistliche beherbergt."

„Nun, wir brauchen uns ja nicht darum zu

kümmern, wer seine Gäste waren; es hat uns keinen Grund zum Mißtrauen gegeben. Den treuen Hund soll er mir aber nicht länger im Keller einsperren, das weiß ich."

„Ich glaube, Ihr seid beleidigt deswegen?"

„Beleidigt? Nein, das nicht; aber aufrichtig gesagt, ich fühlte mich nicht sehr behaglich in dem Hause. Es liegt Etwas in der Stimme des Obristen, das mich fast bestürzt machte: ich glaubte unseren ehemaligen Gesellen Franz zu hören, es war ganz derselbe leise, demüthig sein sollende, und doch dünne, metalllose, schneidende Ton. Wo mag wohl der Bösewicht sich herumtreiben? Es sind fast drei Jahre, seitdem er aus dem Thurme verschwand, und Weib und Kind nichts mehr von ihm wissen."

„Das Wahrscheinlichste ist, daß er längst an irgend einem Galgen aufgeknüpft worden ist," sagte Cruget, „ein anderes Schicksal konnte ihm nicht blühen."

„Möglich ist es, aber nicht gewiß. Martha meint sogar, es sei wahrscheinlicher, daß er noch lebe und im Dienste der Franzosen sich bereichere. Ich fürchte, wir werden noch von dem Bösewichte hören," setzte Johannes ernster hinzu. „Gott gebe, daß er nicht noch einmal unseren Pfad durchkreuze und uns neues Herzeleid bereite. Schon um Eli-

sabeth's willen habe ich nicht darauf gedrungen, daß Trina mit ihrem Kinde bei uns wohne. Käthchen hat nichts von ihm zu befürchten, denke ich."

„Willst Du zu Elisabeth's Schutze den Kettenhund in's Haus nehmen?"

„Zum Schutze des Magazins," erwiderte Johannes. „Ich habe Silber von Frankfurt bestellt, in großer Quantität, und außerdem hat man mir die Casse zum Aufbewahren gegeben, in welcher sich das Verpflegungsgeld für unsere lieben Gefangenen befindet. Das Zimmer liegt etwas entlegen zu ebener Erde, und wenn ein Dieb die Gitter am Fenster durchfeilte, könnte er ohne Geräusch und Mühe hineinsteigen."

„Du hast ja Gesellen, laß einen während der Nacht dort sich aufhalten."

„Ja, wenn ich nur von unseren alten, treuen Leuten noch welche im Hause hätte, dann könnte ich ruhig schlafen; die ließen sich eher umbringen, als mich bestehlen. Meine Leute sind geschickte Arbeiter, und scheinen brave, solide Menschen zu sein; ihre Treue habe ich aber noch nicht erprobt, und verlasse mich daher nur auf meine eigene Wachsamkeit und unsern Herrgott."

„Mit dem bist Du gut beschützt," sagte Cruget; „vertraue ihm nur, und wenn ich den Franz je

wieder zu Gesicht bekomme, dann stehe ich Dir dafür, daß er weder Dir, noch sonst Jemandem in dieser Stadt Schaden zufüge. Er hat's jetzt mit mir zu thun, der Schuft. Hab's nicht vergessen, wie mir der Gouverneur in's Gesicht sagte, daß ich den Sünder heimlich in Freiheit gesetzt hätte; ein zweites Mal soll er aber so gewiß am Galgen hängen, wie ich Cruget heiße!"

„Er würde jedenfalls sich nur unter einer guten Verkleidung in die Stadt wagen; Trina hat einmal, ehe sie so schwermüthig wurde, der Liese anvertraut, daß er viel Geld im Schloßgarten vergraben habe. Franz selbst habe es einmal verrathen, als er eines Nachts halbberauscht heimgekehrt sei. Wenn er nicht Zeit gefunden hat, seinen Schatz zu heben, so kehrt er sicher zurück, aber ohne daß wir es erfahren."

„Nun, das ist freilich bedenklich," meinte Cruget. „Warum sagtest Du mir das nicht früher?"

„Es kam mir ganz aus dem Sinn; wir hatten viel Wichtigeres zu besprechen."

„Freilich, aber doch dürfen wir diesen Umstand nicht vergessen, Johannes. Hast Du keine Ahnung, wo der Schatz versteckt sein könnte?"

„Ich weiß nichts, als daß es innerhalb des Schlosses gewesen sein muß; Liese und Käthchen

meinen, es müsse in der Nähe des dicken Thurmes sein, da Franz dort viel mit einem der Thurmwächter verkehrte, der nicht besser, als er selbst, ein leidenschaftlicher Spieler war."

„Ich habe mir auch erzählen lassen, daß die Franzosen sehr gewandt als Spione sind, und jede Rolle unbefangen zu spielen wissen," sagte Cruget. „Jüngst noch hat mich der Gouverneur dringend gebeten, sorgfältig Acht auf die Landleute zu geben, die Sachen zu Markte bringen. Er glaubt, wie mir scheint, daß die Franzosen noch nicht Verzicht auf Heidelberg leisten wollen, und hier ihre Spione haben, die ihnen Alles mittheilen, was auf dem Schlosse geschieht. Traust Du Dir zu, Franz in jeder Verhüllung zu erkennen, lieber Johannes?"

„Wenn ich seine Augen sähe, jedenfalls," lautete die Antwort. „Er hat einen eigenthümlichen, unbeschreiblichen Blick. Auch hat er über dem rechten Auge eine dunkle Narbe, ich glaube, ein kleines, rundes Muttermaal. Er ärgerte sich oft darüber, weil er sonst ein schmucker Bursche und auch von angenehmem Aeußern war. Bei den Pariser Goldschmieden hieß er „le Seigneur", weil er einen stolzen, fast ritterlichen Anstand besaß, der ihn selbst in der Blouse kennzeichnete. Schade, daß eine so schlechte Seele in der schönen Hülle steckt."

„Ja, ja, es kommt oft vor, daß eine schön aussehende Nuß einen schlechten Kern hat," sagte Cruget. „Der Schöpfer sollte jedem Bösewichte, wie der Franz einer ist, bei der Geburt ein Kainszeichen auf die Stirn setzen, damit Niemand von ihnen belogen oder betrogen, vielmehr Jedermann vor ihnen gewarnt würde."

„Das ist auch der Fall," sagte Johannes. „Das Gesicht ist der Spiegel der Gedanken in den meisten Fällen, aber wir Menschen verstehen es nicht immer, die Schrift zu lesen, die auf dem Gesichte geschrieben steht. Es hat noch kein Gelehrter etwas Gewisses darüber in Druck gegeben; vielleicht kommt's einmal so weit. Aber wir wollen nicht mehr von Spionen und schlechten Leuten reden, Herr Bürgermeister, sondern von guten. Bin jetzt bald daheim bei meinem lieben Lieschen, das, nebst Martha und Dörtchen, wie ein Friedensengel waltet. Ist mir nirgends so wohl wie bei ihnen, oder bei der Arbeit. Wär' nur der Vater erst wieder unter uns, dann, meine ich, hätt' ich gar keinen Wunsch mehr auf Erden, außer, daß —"

„Lieschen bald mein liebes Weibchen würde," unterbrach ihn Cruget lächelnd.

„Freilich, freilich! Habt richtig gerathen," sagte

Johannes. „Aber ich denke, wir sind nicht mehr so gar weit vom Ziele. Sobald es besser mit dem Verdienst geht, sind wir entschlossen, den ehelichen Bund zu schließen. Diese Arbeit für den Prinzen wird mir gewiß neue Bestellungen bringen; dann kann ich die Kosten erschwingen, meine Arbeiten durch einen zuverlässigen Mann nach Wien zur Anschauung und zum Verkaufe zu senden. Wenn wir hier auch Herbes erleiden durch den Krieg, fehlt's doch dem Kaiser und den reichen Herren am Hofe nicht an Geld. Balthasar hat sich erboten, Alles anzubringen, was ich verfertigt habe. Leider konnte ich bisher aber nichts Befriedigendes herstellen, weil das Geld zu größeren Arbeiten fehlte. Jetzt soll es besser gehen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten sie die Stadt, wo sie sich trennten und ein Jeder in sein eigenes Haus ging. Else wunderte sich nicht wenig, daß ihr Herr Gemahl so bald zurückkam, und noch dazu, wie er eifrig betheuerte, ohne den kostbaren Ungarwein gekostet zu haben. Sie schrieb diesem Umstande auch die sichtliche Verstimmung zu, welche der Bürgermeister den Abend über zeigte. Er konnte nicht vergessen, daß Peter in der Küche Wildpret gehabt habe, ein Luxusartikel, den die Bürger kaum mehr seit dem Einzuge der Kaiser-

lichen kannten. Wie, wenn der Obrist durch seinen Diener ohne Erlaubniß jagen ließ?

Cruget war ein gemüthlicher, argloser Mann, wie wir gesehen haben, aber deshalb keineswegs auf den Kopf gefallen, noch nachlässig oder der Bestechung zugänglich. Es verdroß ihn, daß möglicher Weise der Obrist auf seine Freundschaft baute, um ohne Genehmigung sich reichlich mit Wildpret versorgen zu lassen, oder gar Wilddiebe besoldete, damit diese ihm solches verstohlen lieferten. Wo es aber die Gesetze oder sein Amt betraf, da ließ Cruget nicht mit sich spaßen. War er doch so gewissenhaft, sich und den Seinigen den Genuß von Wildpret zu versagen, außer, wenn der Intendant ihm eine Lieferung sandte. Die gute Else hoffte ihren Mann aus seiner ungewöhnlichen Verstimmung durch die Mittheilung aufzurütteln, daß einer der Jäger — es war Trina's Vater — nur mit Mühe heimgekommen sei, weil er von einem unbekannten Wilddiebe einen Schuß in den Arm erhalten habe. Cruget war so betroffen über die Nachricht, daß Else noch mehr erstaunt war, und zu dem Schlusse kam, es müsse ihren Mann etwas Anderes verdrossen haben, als sein Besuch bei dem Obristen. „Zum Glück soll die Wunde nicht gefährlich sein,“ meinte sie, „nur behauptet der Jäger, der Schuß

sei nicht aus einer deutschen Waffe gekommen, sondern müsse ein französischer Büchsenschuß gewesen sein. Er will wissen, daß ein merklicher Unterschied zwischen den Feuergewehren der verschiedenen Nationen sei. Ist ja so lange Soldat gewesen," setzte die Bürgermeisterin hinzu.

„Wie käme ein Franzose jetzt hierher, und noch dazu in die Wälder?" fragte Cruget.

„Ja, das weiß ich freilich nicht, und der Jäger ebensowenig; aber Du hast ja selbst im Schlosse gehört, man glaube, daß sich französische Spione in der Gegend herumtrieben. Der Gouverneur, der so geizig ist, hat nicht ohne Grund eine Belohnung Dem geboten, der von dem Gesindel welche auftreibt. Wenn Du mir versprichst, nicht böse zu werden, so möchte ich Dir etwas sagen, nämlich über den Obristen und seinen Diener. Es liegt mir schon lange auf dem Herzen, aber Du hast nichts über den neuen Freund hören wollen."

„Laß jetzt die Predigten," sagte Cruget kurz, aber ohne alle Gereiztheit. „Weiber sollen sich zwar nicht in Geschäftsangelegenheiten mischen, aber Du machst eine Ausnahme, bist verständig, Else, und auch verschwiegen, wenn ich Dir etwas anvertraue."

„Nun," berichtete Else, mit dem Spinnen innehaltend, „es sind ungefähr acht Tage her, da fiel

mir ein, als Du im Wirthshaus bei den Freunden saßest, ich könnte geschwind nach des Küfer Bartel's Weib sehen und ihr von unserer Suppe bringen. Du weißt ja, daß sie Wöchnerin und schlecht genug versorgt ist. Ich wollte aber auch wieder da sein, bis Du kamst, und schlug den geraden Weg ein. Der Weg führte mich an dem verbrannten Kloster zu den schwarzen Nonnen vorüber; Niemand geht gerne dort bei Nacht vorbei, aber ich dachte: «Else, wenn Du ein Vaterunser betest, bleibt Dir der Böse vom Leibe». Auf einmal seh' ich ein Licht vor mir auftauchen, und es war doch vorher stockfinster, so daß ich mein Laternchen tief hinunter hielt, um nicht zu fallen. Ich weiß nicht, was mich dazu trieb, aber ich machte schnell die Blende der Laterne zu und dachte, ich wolle warten, bis die Männer — denn solche waren es — fort seien. Ich fürchtete, es möchten Soldaten sein, die mich für eine ihrer Dirnen hielten; zu meinem Erstaunen aber verschwanden die Leute, ich glaube, es waren deren Drei, durch das verfallene Thor."

„Da ergriffst Du natürlich das Hasenpanier," sagte Cruget.

„Weit gefehlt; da ich sah, daß es Sterbliche waren, wie Unsereins, und keine unseligen Geister,

so dachte ich, es müßten Schmuggler sein, die den unheimlichen Ort benutzten, um Waaren zu verstecken."

„Kann richtig sein; schade, daß nicht ein kecker Mann bei Dir war, welcher der Sache nachspürte," sagte der Bürgermeister.

„Nun, ich denke, ein Mann hätte nicht mehr gethan, als ich," erwiderte Else empfindlich.

„Da bin ich doch begierig, das Ende zu vernehmen!"

„Du verdienst gar nicht, daß ich Dir die Sache nur mittheile; kann's auch für mich behalten."

Das wollte aber Cruget nicht, denn er kannte die Else, daß sie nicht unnütze Worte liebte. Er versöhnte sie daher durch einen Kuß, und bat sie, weiter zu erzählen.

„Jetzt kommt erst das eigentlich Merkwürdige," meinte Else. „Ich ging also auch durch das Thor, tappte vorsichtig an der Mauer hin, und konnte ganz genau sehen, wie man am Ende eines der Kreuzgänge, die noch stehen geblieben sind, einen großen Stein aus dem Boden hob, und die Leute, Einer nach dem Andern, in das Loch stiegen, und weg waren sie."

Cruget lachte: „Das war Alles?"

„Bei Leibe, nein; ich wartete, um zu sehen, ob

sie etwas heraufbrächten, Packete, oder sonst etwas. Richtig tauchte ein Kopf auf, und dann eine Laterne, dann kamen die Andern, man machte das Loch wieder zu, und nun führte sie der Rückweg an mir vorüber. Schnell drückte ich mich in eine der zahlreichen Nischen hinter der Thüre, wo ich, ohne so leicht bemerkt zu werden, Alles beobachten konnte. Die zwei Männer, die zuerst kamen, hatten Beide Lichter und mochten nicht ahnen, daß sie beobachtet würden, denn sie ließen sich ganz vom Lichte beleuchten. Fast hatte ich mich vor Schrecken verrathen, denn —"

„Nun?" drängte der Bürgermeister ängstlich.

„Gelt, Du scheltest mich nicht mehr närrisch, Antonius? Aber ich muß es doch sagen, ich erkannte ihn gewiß, er trug seine dicke Brille, — es war eben Dein Obrist, und in seiner Hand trug er einen ledernen Geldbeutel."

„Else, bist Du von Sinnen? Weißt Du, was es heißt, einen Verdacht auf einen ehrlichen Mann werfen?" rief Cruget aus.

„Ich hab' mich wohl lange besonnen, ehe ich das Wort ausgesprochen," lautete Else's Antwort. „Aber ich bin meiner Sache gewiß, ich habe mich nicht getäuscht, und wenn ich diesen heimlichen Besuch mit vielen Nebendingen in Verbindung bringe,

so kann ich nicht anders, als Dich warnen, lieber Mann, daß Du Dich fern von dem Obristen hältst. Wenn er ein unehrliches Gewerbe treibt, und es kommt an den Tag, — denk', wie es dann mit Deinem Ansehen in der Stadt stehen wird!"

„Willst Du denn, daß ich ohne einen Grund mit ihm breche, und ihn beleidige?"

„Nein, das nicht, es wäre nicht einmal klug gehandelt; aber nur um das Eine bitt' ich Dich, um Deiner eigenen Ehre willen, daß Du ein achtsames Auge auf das Haus hast. Warum hat der Mann gerade das abgelegenste zum Wohnorte gewählt, wo er doch eine Wohnung hätte in der Stadt finden können? Ich will Dir noch Etwas sagen, was mir eben in den Sinn kommt. Es haben schon zwei Leute: der Gewürzkrämer Schnell und der Metzgermeister Tischmann ausgesagt, sie hätten Geld bekommen für ihre Verkäufe, das hernach der Geldwechsler nicht habe nehmen wollen, weil es nicht vollwichtig gewesen sei. Woher kommt das Geld? Nicht von den Bürgern, sage ich; von denen befaßt sich Keiner mit Falschmünzerei, den Franzosen hingegen ist es wohl zuzutrauen, und wahrscheinlich bringen die heimlichen Spione es unter die Leute. Der eine Mann, der bei jener nächtlichen Begebenheit im Kloster hinter dem Obristen ging, trug

auch einen langen Sack über der Schulter, welchen er aus dem erwähnten Loche genommen hatte und der sehr schwer zu sein schien."

Der Bürgermeister war vollkommen verstummt; er blickte nur seine Frau an, als sähe er ein Gespenst vor seinen Augen. Diese Mittheilung, und die einfache, aber verständige und natürliche Combination, welche Else machte, war so unerwartet, daß Cruget sich lange nicht von dem Eindrucke erholen und seine Gedanken in Worte kleiden konnte. Er that das Letztere in seiner Weise: — er stand auf, und ging wohl eine Viertelstunde im Zimmer auf und ab, unverständliche Worte zwischen den Zähnen murmelnd. Die kluge Frau unterbrach seine Monologe nicht, sondern setzte ihr Spinnrädchen wieder in Bewegung und wartete, bis Cruget sie anreden würde. Sie sah wohl, daß er ernstlich über Etwas nachdachte. Da brachte die Dienerin das Nachtessen in's Zimmer, die Eheleute setzten sich an den Tisch, und da bald darauf ein Freund des Bürgermeisters zum Besuch kam, ward eine heitere Unterhaltung angeknüpft, und Else's Entdeckung schien vergessen.

## Drittes Capitel.

**Besuch des Obristen bei Carmers. — Das Auge der Liebe.**

---

Ungefähr vierzehn Tage waren verflossen, seitdem Johannes seinen neuen Gönner, den Obristen, besucht hatte. In der Werkstätte wurde sehr fleißig gearbeitet, Johannes hatte sogar noch einen Gesellen angenommen, der sich als sehr brauchbar erwies; auch war sein bestelltes Silber von Frankfurt angekommen; ein reicher Kaufmann hatte ihm Credit gegeben, bis er die Bezahlung seiner Arbeit von dem Prinzen erhalten. Er wurde eines Morgens aber nicht wenig durch einen Besuch des Obristen überrascht, welcher in der Absicht kam, die Arbeit zu besichtigen, denn die Zeichnung hatte er am andern Tage schon durch Peter zurückgeschickt, mit dem mündlichem Bescheide, daß sie nichts zu

wünschen übrig lasse. Johannes befand sich in der Werkstätte und arbeitete mit regem Eifer. Der Obrist besichtigte Alles mit großem Interesse und Johannes fand in ihm einen gebildeten, verständigen Mann, obendrein einen großen Kunstkenner. Nach einiger Zeit bat ihn der Fremde um eine kleine Besprechung unter vier Augen, worauf Johannes ihn in sein Privatzimmer führte, einst das bekannte Geschäftslocal seines Vaters.

„Mein junger Freund," redete ihn der Obrist hier an, ‚ich komme mit einer großen Bitte zu Euch, ich hoffe, Ihr schlagt sie mir nicht ab. Ihr müßt nämlich wissen, daß der Prinz im Voraus mir eine hübsche Summe Geldes anvertraut hat, welche ich Euch zustellen soll, um Eure Ausgaben zu erleichtern."

„Seine Durchlaucht sind sehr generös," sagte Johannes, „aber ich habe bereits Credit erhalten von einem Frankfurter Hause."

„Desto besser, freut mich. — Aber ich habe keine Lust, in meiner einsamen Wohnung fremdes Geld aufzuheben, mein Freund, und will aus Zartheit keiner dritten Person dasselbe übergeben. Ich bringe Euch daher das Geld. Nehmt es ohne Scrupel; da! — es gehört Euch, und zugleich habe ich das angenehme Bewußtsein, nach dem Wunsche

Eures edlen Gönners gehandelt zu haben. Ihr steht sehr hoch in seiner Gnade, ich glaube keine Indiscretion zu begehen, wenn ich hinzu setze, daß Ihr in dem Prinzen einen treuen Freund finden werdet. Das Silberzeug ist zu einem Geschenk für den Kaiser bestimmt, um seiner Majestät noch mehr Interesse für Heidelberg einzuflößen. Es ist nicht unmöglich, daß Ihr einen Ruf nach Wien erhaltet. Ich besitze hohe Connexionen dort, die einen Schützling von mir rasch befördern werden, und ich hege das Zutrauen, daß Ihr meiner Empfehlung Ehre machen werdet. Also es bleibt dabei, hier habt Ihr das Geld, mein Freund, wendet es nach Eurem Gutdünken an, oder hebt es als Eintrittsgeld in die neue kleine Haushaltung auf, die Ihr begründen wollt."

Johannes war auf's Angenehmste überrascht, denn nun konnte er sein Silber baar bezahlen und dadurch seinen Credit namhaft erhöhen. Er wollte dem Obristen einen Empfangsschein ausstellen, als für einen im Voraus entrichteten Lohn. Der Obrist lehnte zuerst denselben ab, zuletzt meinte er, es werde doch besser sein, da er beweisen könne, das anvertraute Geld abgegeben zu haben. Dann legte er den ihm unterdeß ausgestellten Schein sorgfältig in eine Brieftasche und fragte, ohne aufzublicken,

ob ihm die Ehre nicht zu Theil werden dürfe, die Braut Elisabeth zu sehen, von deren Schönheit er soviel Rühmens vernommen. Prinz Antonius, mit dem er, der Obrist, ganz vertraut stehe, habe mit wahrer Begeisterung von der schönen Goldschmiedstochter gesprochen, auch auf ihre Gesundheit bei der Tafel getrunken.

War es Eifersucht, oder ein wiedererwachtes Gefühl von Mißbehagen, Johannes hätte am liebsten dem Fremden sein Gesuch abgeschlagen; Aber er konnte es nicht, ohne undankbar gegen den ältern Mann zu erscheinen, dem er so viel verdankte. Er ersuchte daher den Fremden, einige Augenblicke zu warten, bis er Jemand hinaufgeschickt, um seine Schwester auf den Besuch vorzubereiten. Der Obrist wandte nichts dagegen ein, worauf Johannes sich entfernte. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als der Fremde rasch zu dem schwerfälligen Schreibtische trat, einen kleinen Schubkasten aufzog und unter den vorhandenen Papieren ein kleines Packetchen verbarg, das er aus der tiefen Tasche seines reichgestickten Rockes gezogen. Eben so schnell schob er er die Schublade wieder zu und ging ans Fenster, wo er scheinbar in Gedanken vertieft stehen blieb. Als Johannes nach einigen Minuten wieder eintrat,

wandte er sich mit einem Lächeln um und verließ sofort mit ihm das Zimmer, um Elisabeth zu besuchen.

Ungefähr eine Stunde früher hatte Käthchen die arme Katharina aufgefordert, sie zu Elisabeth zu begleiten, sie wolle die Freundin um Etwas befragen und ihr den kleinen Paul bringen, den sie so lieb habe. Katharina hatte dem Wunsche Folge geleistet, in ihrer gewöhnlichen stumpfen Apathie mit dem eintönigen Ja geantwortet, hatte sich den Mantel umgeben lassen und den Kleinen auf den Arm genommen, als ob sie gar nicht wüßte, was sie that, oder was man mit ihr vornahm. Käthchen führte sie, anstatt über den freien Platz, auf einem kleinen Umwege nach dem Hause Carmer's, denn Katharina schien, trotz ihrer Schwermuth, in der Gegenwart von Fremden sich immer unbehaglich zu fühlen. Ging sie mit Käthchen oder Gertrud aus, so wählten diese stets die stillsten Straßen.

Bei Carmers wurden sie mit lebhafter Freude aufgenommen. Dörtchen hegte eine große Zärtlichkeit für den kleinen Knaben, der täglich lieblicher wurde und die alte Frau durch seine kindlichen Redeversuche höchlichst unterhielt. Eine Eigenthümkeit desselben war, daß er ganz von selbst Jo-

hannes «Vater» nannte und nicht davon abzubringen war. Nach und nach gewöhnte Johannes sich daran und ließ es geschehen, daß der liebliche Kleine ihm diesen süßen, traulichen Namen gab. Das Kindchen zeigte überhaupt eine große Liebe zu dem jungen Goldschmied, wogegen es sich zur Betrübniß Käthchens nicht gerne von Balthasar liebkosen oder herumtragen ließ.

Kaum war Johannes mit dem Fremden in das Zimmer getreten, so machte sich Paulchen von Elisabeth los, auf deren Schooße er saß, watschelte auf Johannes zu und schmiegte sich mit dem Ausrufe «Va—ter» an seine Kniee.

„Sieh da! bist Du heute gekommen, mein Herzblättchen?" rief Johannes vergnügt aus, nahm den Kleinen auf die Arme und küßte ihn, worauf Paul seine rosigen Wangen traulich gegen die seines Freundes schmiegte und seine Aermchen um dessen Nacken schloß.

„Da—bleiben," sagte er bittend.

„Kann nicht mit Dir spielen, Paulchen, habe noch keinen Feierabend," sagte Johannes.

„Der Kleine nannte Euch Sohn," bemerkte der Fremde und seine Lipper verzogen sich spöttisch.

„Ja, das ist so ein Kindereinfall, Herr Obrist, der arme Junge hat seinen Vater nie gekannt und

darum nennt er mich so. Ich habe ihn aber wirklich so lieb, als wäre er mein eigenes Kind. Ich verzeihe seinem Vater alle schlechten Streiche, die er gegen mich begangen, aber nie, daß er sein Weib und sein eignes Kind verlassen. Doch ich vergesse ganz, Euch meine Schwester vorzustellen," setzte er hinzu. „Lieschen, das ist unser verehrter Gönner; diese da," er deutete auf Käthchen, „ist eine Freundin meiner Schwester, «die Rose von Heidelberg»."

Der Fremde verbeugte sich zuerst gegen Käthchen, die seine Artigkeit in gleicher Weise erwiderte, worauf der Obrist Elisabeth's Hand küßte und ihr für die Ehre dankte, die sie ihm durch die Erlaubniß, sie zu besuchen, gewährt habe. Elisabeth dankte ihm ihrerseits mit lieblicher Verschämtheit für seine Güte gegen den Bruder. Als er dann ihre Blumen draußen vor dem Fenster bewunderte und sich von der schönen Gärtnerin ein Andenken ausbat, brach Elisabeth eine der schönsten Rosen ab und gab sie ihm.

In diesem Augenblicke fühlte der Obrist, wie ihn Jemand von hinten an der Schulter berührte. Gleich darauf sah er, wie eine weiße, magere Hand sich auf seinen Arm legte und ein unsäglich trauriges, aber zugleich liebevolles, erregtes Gesicht zu ihm aufschaute.

„Wer ist das Weib?“ fragte der Obrist. Er war todtbleich geworden und seine Stimme zitterte.

„O, Franz, Franz! Kennst Du denn Deine Trina nicht, Dein unglückliches Weib? Nicht Dein liebes, einziges Kind, daß ich Dir geschenkt habe?“ fragte Katharina. „Du bist lange weggeblieben, — endlich bist Du da und ich habe Dich gleich wieder erkannt, obgleich Du ein vornehmer Mann geworden bist. Wie schön Du angezogen bist! Echte Spitzen an Aermel und Jabot, und der feine, kostbare Sammetrock! Hast Du mir und Deinem Paulchen nichts von der Reise mitgebracht? Sieh es doch an, Dein Kind! Ist es nicht lieblich?“

„So redete die Arme, ohne sich zu unterbrechen, oder auf die bestürzten Umstehenden zu achten, noch auf das entsetzte, aufgeregte Gesicht des Fremden.

„Ihr irrt Euch, gutes Weib, ich habe weder Weib und Kind mehr,“ sagte er und suchte zugleich Katharina's Hand abzuschütteln. Aber diese klammerte sich fester an ihn an, warf sogar ihre Arme um ihn und wiederholte in dem ergreifendsten Tone:

„Ich lasse Dich nicht wieder so lange fort, Du böser Mann, — Du mußt bei uns bleiben, bei Deinem Weibe und bei Deinem Kinde. Hast gemeint, ich kennte Dich nicht mehr, aber ich habe

Dich gleich an Deiner Stimme erkannt, mein Franz! — Thu' doch die garstige schwarze Binde von der Stirn weg, damit ich Dein Gesicht ganz schauen kann."

Bei diesen Worten streckte sie die Hand nach der Augenbinde des Obersten aus, um diese zu entfernen, als der Obrist sie unsanft wegstieß und sich von ihr frei machte.

Johannes hatte schon einige Male sich Katharina nähern und sie mit Gewalt entfernen wollen, aber Käthchen hatte ihn heimlich am Arm gezupft und ihm bedeutet, zu schweigen. Jetzt aber setzte er den Kleinen nieder und faßte Katharina bei der Hand.

„Liebe Trina, Du irrst Dich, es ist nicht Franz, sondern ein fremder Herr, der uns besucht."

„Nicht mein Franz?" wiederholte das arme Weib; „ach, ich glaubte es so gewiß, — so gewiß. Ich glaube Niemandem als Euch, Johannes. Sagt mir, bei Eurer Seele Seligkeit, daß ich mich getäuscht habe!"

„Gewiß, liebe Trina, Du irrst Dich. Sieh nur, wie verwundert der Herr ist! Verzeihen Sie der Armen, Herr Obrist, sie ist schon längere Zeit —"

„Wahnsinnig, wie ich bemerke," fiel der Obrist, barsch auffahrend, Johannes ins Wort.

„Nicht doch, aber schwermüthig ist sie durch ein unglückliches Geschick. Ihr Mann war einer der größten Bösewichte, die es je auf Erden gegeben hat; er verließ sie, ehe das Knäbchen geboren ward. Seit der Zeit ist sie bei der Frau Hammer; unsere Rose hier ist die zweite Mutter von Franzens Kind.“

„Ein barmherziges Werk,“ sagte der Obrist in einem halb freundlichen, halb spöttischen Tone zu Käthchen.

„O, der Paul ist auch mein Kind,“ rief Elisabeth aus; „ich liebe den Kleinen gerade so innig, wie ich den Vater aufrichtig hassen und verfluchen könnte, wenn es einem Christen erlaubt wäre. Nicht wahr, Paulchen, hast mich auch lieb?“

„Auch lieb — Kuß geben!“ sagte der Kleine und hielt das Gesichtchen empor, damit das junge Mädchen ihn küssen könne.

„Der Knabe ist zu beneiden,“ sagte der Obrist, „jedenfalls nicht zu bedauern, da er für einen schlechten Vater zwei so reizende Mütter gefunden.“

„Ach, der Unglückselige wäre vielleicht ein besserer Mensch geworden, wenn er sein Kind gesehen hätte!“ sagte Elisabeth weich. „Wie wäre es möglich, in Gegenwart dieses reinen Engels zu sündigen, nicht Liebe für dasselbe zu empfinden?“

Der Obrist erwiderte nichts, aber er beugte sich zu dem Knaben nieder und bot ihm die Hand.

„Nein — böser Mann," sagte der Kleine. „Mutter weinen machen!" und damit eilte er auf Katharina zu, die heftig weinte.

„Es ist sonderbar, wie innig das Kind an der rechten Mutter hängt, obgleich sie es bisher fast ganz ignorirt hat, und Paul uns Beide, Lieschen und mich, auch Mutter nennt," sagte Käthchen.

„Ich glaube, es ist besser, ich entferne mich," sprach der Obrist halb leise zu Johannes, „denn ich fürchte, meine Gegenwart regt die Kranke auf. Sie ist vermuthlich arm, ich bin reich; bitte, nehmt diese Kleinigkeit für den Knaben, Herr Carmer, und kauft ihm Spielsachen und Kleider."

„Was meinst Du, Käthe?" fragte Johannes.

„Ich nehme das Geld für den Kleinen an," erwiderte diese, „ich werde ihm später sagen, sein Vater habe ihm ein Almosen gegeben."

„Das junge Mädchen betonte die letzten Worte so auffallend, dabei ließ sie ihre klaren Augen so fest und forschend auf dem Gesichte des Obristen ruhen, daß Johannes erröthete und Käthchens Benehmen unweiblich fand. Der Obrist verbeugte sich noch einmal vor Elisabeth, als er aber ihre Hand nehmen wollte, bückte sie sich rasch zum

Knaben nieder und machte sich mit diesem zu schaffen, bis der Obrist sehr verlegen das Zimmer verließ.

Johannes hatte, um ihn begleiten zu können, die Hand Katharina's losgelassen. Diese wollte ihnen nacheilen, aber die Mädchen hielten sie zurück und Elisabeth suchte sie zu beruhigen und ihr zu beweisen, daß sie sich gänzlich in der Person geirrt habe.

Aber Katharina wollte sich nicht überzeugen lassen. Die Erscheinung des Fremden hatte bewirkt, was weder ein Arzt, noch die Liebe ihrer Freundinnen vermocht, das umnachtete Denkvermögen war erweckt und belebt worden, die Seele schien aus den Banden der Schwermuth befreit zu sein. Sie beharrte fest auf ihrer Behauptung und wiederholte immer wieder die Worte:

„Ach, wenn ich nur die Binde hätte wegreißen können, Ihr hättet ihn auch erkannt. Es muß mein Franz sein, der Vater meines Kindes! Um meines Kindes willen wollte ich ihm Alles, Alles vergeben."

Käthchen war die einzige Person, welche Katharinen nicht zu widerlegen trachtete. Einmal sagte sie sogar:

„Mag sein, daß Du Dich nicht getäuscht hast,

arme Trina, aber dann siehst Du, daß er noch eben so schlecht ist, weil er Dich und sein Kind ableugnete. Sei jetzt ruhig und verständig, Trinchen, warte die Stunde ab, in der Gott das starre Herz berührt und ihn empfänglich für Eure Liebe macht. Sei versichert, er kann Euch nicht vergessen; Euer Anblick und der seines Kindes wird ihn Tag und Nacht verfolgen, sein Gewissen ihn martern, bis er der Stimme der Natur endlich Gehör giebt."

So tröstete Käthchen, ohne dabei zu sagen, was sie im tiefsten Herzen über den räthselhaften Obrist dachte.

Martha und Elisabeth sahen aber ebenfalls sehr ernst aus, wenn in ihrem kleinen Kreise die Rede auf Katharina's Illusion kam. Es erschien gerade als unmöglich, daß Franz und der angesehene Obrist eine Person sein sollten, obwohl Johannes versicherte, er halte den gewandten Bösewicht wohl für fähig, mit Erfolg eine gleiche Rolle zu spielen. Er hegte immer noch großes Mißtrauen gegen den Mann, trotzdem, daß er sich so gütig gegen ihn und wohlthätig gegen die Stadtarmen benahm. Der Bürgermeister hatte, ohne von Katharina's fixer Idee zu wissen, nicht die Ermahnungen Else's vergessen, sondern vielmehr sich im Vertrauen gegen seinen Freund, den Gastwirth

zum Ritter, ausgesprochen und dessen Rath sich erbeten. Der Gastwirth versprach, den Obrist sowie dessen Diener etwas schärfer zu beobachten. Beide kehrten häufig bei ihm ein. Der Obrist wurde stets von den Offizieren, welche regelmäßig im Ritter tafelten, mit Freuden bewillkommnet, da er ein äußerst unterhaltender Gesellschafter war. Er selbst trank nur mäßig, aber immer nur feine, ausländische Weine. Der Diener dagegen war minder enthaltsam und schwatzte oft in seinem halb-berauschten Zustande allerlei wunderliches Zeug; aber in Rücksicht auf seinen Zustand legte Niemand seinen Reden Glauben bei. Als zum Beispiel ihn der Kellner einmal zur Heimkehr angetrieben, mit der Bemerkung, sein Herr werde ungehalten sein, wenn er ihn betrunken sehe, habe Peter höhnisch aufgelacht und gesagt:

„O, der versteht's Trinken eben so gut wie ich, aber nur, wenn's Niemand sieht."

Ein anderes Mal habe er geantwortet:

„Er fürchte den Obristen nicht, der dürfe ihm nichts sagen, weil er wisse, daß sonst saubere Geschichtchen aufgedeckt würden."

Dieses Alles machte den Herrn Bürgermeister noch mehr verwirrt und unruhig. Je seltener er aber den Fremden besuchte, desto freundlicher be-

nahm sich derselbe gegen den Beamten und selbst gegen Johannes, in dessen Hause ihm der unangenehme Auftritt mit Katharina begegnet war. Er wiederholte auch seine Besuche bei Carmers, wo er jedoch nie mehr Elisabeth zu sehen verlangte, sondern dieselbe nur durch Johannes grüßen ließ. Einmal erkundigte er sich nach dem schönen Knaben der armen Wahnsinnigen, wie er die Mutter stets nannte, obgleich Johannes ihm versicherte, daß Katharina vollkommen bei gesunder Vernunft sei und sogar mit Käthchen öfters ins Freie zu gehen wünschte.

„Wenn die Arme von ihrem unseligen Wahne geheilt werden könnte, so würde es mir eine angenehme Erheiterung sein, das Kind oft bei mir zu sehen und um mich zu haben," bemerkte der Obrist eines Tages. „Aber ich möchte mich der Verlegenheit nicht aussetzen, in der Stadt für den Vater des Kindes ausgegeben zu werden, was nicht fehlen könnte, wenn die Irrsinnige darauf besteht, daß ich ihr schlechter Gatte sei, der sie verlassen. Für den Knaben jedoch bin ich erbötig, so viel zu thun, als mir möglich ist," setzte er hinzu. „Ich bin reich und würde keine Kosten sparen, dem Knaben eine gute Erziehung geben zu lassen, damit er später ein ehrliches Handwerk erlerne, oder, wenn es ihm lieber

sein sollte, als Soldat ihm eine Laufbahn zu bereiten. Es ist mir ein großer Schmerz, kinderlos zu sein, lieber Carmer," setzte er mit bebender Stimme hinzu.

Johannes fühlte Mitleiden mit dem Einsamen, der jede häusliche Freude zu entbehren schien und unter dieser Entbehrung litt. Er versprach daher, daß er den kleinen Knaben zu ihm hinaus in die Villa bringen wolle, was auch ohne Wissen der Mutter geschehen könne, da der Kleine oft bei ihm sei und von ihm hinausgeführt werde. Es sei ja nicht unmöglich, daß Paulchen sich bald an den Fremden gewöhne und wirklich anhänglich werde. Johannes äußerte auch, wie lieb es ihm wäre, wenn der Knabe einen Beschützer und eine andere Heimath als bei Käthchen hätte. Balthasar willige nur aus Liebe zur Braut ein, das Kind in die neue Haushaltung aufzunehmen. Er habe einen Widerwillen gegen das Kind eines Verbrechers, denn anders könne man den Vater nicht nennen.

## Viertes Capitel.

### Ein Drama im Landhause.

Nachdem die Familie Hammer sich überzeugt hatte, daß Trina völlig genesen war, zumal sie nicht nur Liebe zu ihrem Kinde hegte, sondern auch Antheil an einer mit ihr angeknüpften Unterhaltung nahm, überwachte man sie weit weniger ängstlich, ja man ließ sogar geschehen, daß sie den Kleinen mit an das Ufer des Neckars nahm oder stundenlang unter der schönen, schattigen Linde auf dem Markte verweilte und den Kleinen spielen ließ. Ihre frühere Heiterkeit kehrte zwar nicht mehr zurück; sie blieb ernst und wenig mittheilsam. Häufig zeigten auch ihre gerötheten Augen, daß sie heftig geweint hatte.

Eines Tages, es war einer der ersten warmen Frühlingstage, verließ sie, wie sonst, mit Paul das

Haus, um das Kind in die frische Luft zu führen. Aber der Nachmittag verging, und der Abend kam, ohne daß Trina mit dem Kinde zurückkehrte. Käthchen ging alsdann in Sorgen um sie zuerst nach der Linde, wo sie aber keine Spur von ihnen fand, ebensowenig an ihrem gewöhnlichen Platze, am Ufer des Neckars. Den ganzen Abend forschten alle Freunde nach den Vermißten. Johannes und Balthasar suchten noch bis gegen Mitternacht mit Laternen nach ihnen; ihnen schlossen sich mehrere jüngere Bürger an, aber nirgends war eine Spur zu finden. Es hatte auch Niemand Trina mit dem Kinde in der Stadt bemerkt.

Groß war die Bestürzung der beiden Familien. Käthchen war untröstlich; der Verlust des Kindes ging ihr fast noch mehr zu Herzen, wie der der Mutter. Endlich, am folgenden Morgen, erinnerten sie sich des Obristen, und Käthchen hielt es nicht für unmöglich, daß sich die Arme nach der entfernten Wohnung desselben begeben habe, vielleicht um den Obristen noch einmal zu sehen. Auch der Bürgermeiwelcher jetzt erst Trina's Verdacht und Ueberzeugung vernahm, stimmte ein, und machte sich sogleich mit Johannes auf den Weg nach dem Landhause.

Bei ihrer Ankunft schien Peter bestürzt zu werden,

und antwortete dann auf die Nachfrage: „Ach, meine lieben Herren, Ihr werdet uns doch nicht zürnen, daß der Kleine bei uns war. Mein Herr war ganz närrisch mit dem Buben, spielte den ganzen Nachmittag mit ihm, und der Kleine war sehr vergnügt.“

„Gott sei Dank,“ erwiderte Johannes, „aber wo ist die Mutter? Noch bei Euch?“

„Die Mutter?“ fragte Peter erstaunt. „Dann war sie das vermummte Weib, welches das Kind brachte? Ei, das wundert mich, daß eine Mutter ihr eigenes Kind so leicht einem Fremden zum Kauf anbietet.“

„So ist sie nicht im Hause?“

„Gott behüte! Mein Herr litte lieber den Teufel im Hause, als eine Weibsperson, seit dem Tode seiner Gattin. Sie blieb nur bis gegen Abend bei uns, dann mußte sie natürlich fort, und weil sie schwach schien, befahl mir der Obrist, das Bübchen halbwegs zur Stadt zu tragen. Hab's gethan, — aber bei meinem heiligen Schutzpatron, — ich thät's nicht wieder; ist Weibergeschäft!“

„Das ist seltsam,“ sagte Cruget; „wir wollen zum Herrn hinauf, und mit ihm reden, vielleicht vermag er uns auf die Spur zu helfen.“

„Auf die Spur, wie das?“ fragte Peter.

„Trina wird seit gestern Mittag aus dem Hause Hammers vermißt, und ist nirgends aufzufinden," erwiderte Johannes, „die halbe Stadt ist in Aufregung."

„Jesus Maria, da hat sich am Ende die Wahnsinnige mit dem Kinde in den Neckar gestürzt!" rief Peter entsetzt aus; „die Arme, warum ließ man sie ohne Aufsicht ausgehen! hat oben beim Herrn einen schönen Auftritt gegeben; das Weib blieb dabei, der fremde Obrist sei ihr entlaufener Mann, und der kleine Schreihals sein Sohn! Ich hab' mich fast todt lachen wollen, so ein verdutztes Gesicht machte mein Herr, wie das Weib ihm entgegenlief."

„Nun, zum Lachen finde ich nichts," erwiderte Cruget ernst und verweisend.

„Die Täuschung ist auch verzeihlich," erwiderte Johannes, „denn auch mich hat im ersten Augenblick die Erscheinung des Obristen frappirt, wegen der Aehnlichkeit, die seine Stimme mit der von Trina's Mann hat. Wenn ihr der Obrist den Gefallen gethan und einen Augenblick die Binde vom Auge entfernt hätte, so wäre der Irrthum sogleich aufgeklärt worden."

„Warum sollte der Obrist die Binde wegthun?" fragte Peter sichtlich betreten.

„Nun, einfach, weil der Mann Trina's ein Zei-

chen über den rechten Augenbrauen trägt, ein Muttermaal," sagte Johannes.

„So, nun wenn's nur das ist, so braucht man den Herrn nicht zu bemühen, denn er hat gar kein Muttermaal über dem Auge," sagte Peter.

„Meldet uns sogleich," befahl Herr Cruget; „wir verlieren die Zeit hier unten."

Peter ging jetzt die Treppe hinauf, die beiden Männer hinterher.

Der Obrist kam seinem Besuche schon an der Thüre entgegen; er hatte das Reden vernommen, und vermuthet, wer seine Gäste seien.

Cruget fing sogleich an, den Obristen nach Trina auszufragen. Dieser erzählte halb ärgerlich, wie ihn die Frau, ohne sich zu nennen, aufgesucht habe, und ihm angeboten, das Kind ihm sogleich abzutreten, wenn er ihr genug Geld zu einer selbstständigen Existenz gäbe. Es läge ihr nicht viel an dem Kinde, sie glaube, daß sie leicht eine zweite Ehe mit dem Meister Carmer werde schließen können, falls sie demselben etwas Vermögen mitbringe.

„Ihr könnt Euch wohl denken, Meister Johannes, daß ich hierzu lächelte, aber ich mochte ihr das Gesuch nicht sogleich rundweg abschlagen, denn ich befürchtete, sie würde rasend werden, da sie ohnehin aufgeregt war. Ich bat sie, mir das Kind ein

paar Stunden zu lassen und dann heimzukehren. Morgen würde ich ihr das Geld bringen und den Kleinen abholen."

„Und blieb sie hierauf?"

„Freilich, und benahm sich so sanft und verständig, daß ich förmlich Theilnahme für sie empfand und, meiner Treu! das saubere Weibchen nicht ungern, sammt dem Kinde behalten hätte, um mein einsames Leben zu erheitern. Aber mein störrischer Peter wollte nichts davon hören und drohte, mich zu verlassen, wenn das Weib bliebe. So mußte ich dann Mutter und Kind gegen Abend wieder entlassen, aber erst nachdem Trina, so heißt sie ja, mich in einigen Tagen zu besuchen versprach, wenn ich sie nicht aufsuchte. Weiteres kann ich nicht berichten," setzte der Obrist hinzu, „und bin sehr erstaunt, daß sie nicht heimgekehrt ist. Ich habe mir keine Vorwürfe zu machen, denn ich forderte Trina nicht auf, zu mir zu kommen, da das Kind noch zu jung ist, um einer weiblichen Pflege zu entbehren, und ich keine weiblichen Dienstboten, aus Moralität, im Hause halte."

Johannes hatte mehrmals während dieser Rede den Herrn stark fixirt; aber jeder Verdacht mußte vor dem ruhigen Benehmen des Obristen schwinden. „Entweder bist Du ein abgefeimter Bösewicht, oder

wirklich ein ehrlicher Mensch," dachte Johannes, denn sein ganzes Wesen trug den Stempel eines durchaus schuldfreien Gewissens. Da also hier keine Nachricht zu erhalten war, so brachen Beide bald wieder auf, und traten den Heimweg an.

Auch die nächsten Tage brachten keinen Aufschluß über das räthselhafte Verschwinden. Niemand äußerte irgend einen Verdacht gegen den Obristen. Nur Käthchen blieb dabei, daß dieser mehr wisse, als er bekennen wolle, und forderte Cruget dringend auf, die Villa durchsuchen zu lassen. Aber hierzu verstand sich der Bürgermeister nicht, da auch der Commandant Heydersdorff eine solche Haussuchung für eine Beleidigung gegen einen geachteten Offizier erklärte. Allgemein hegte man daher bald die Ansicht, die unglückliche junge Frau habe sich in einem Anfalle von Wahnsinn oder Schwermuth in den Fluß gestürzt, oder im Walde verirrt, und sei dort vor Hunger umgekommen. Der Obrist wurde so heftig von dem Ereignisse bewegt, daß er sich in seine Zimmer einschloß und mehrere Tage lang Niemand sehen wollte, wer ihn auch besuchen möge. Sogar Cruget und Johannes wurden von Peter abgewiesen.

„Der gute Mann, welch' ein gefühlvolles Herz muß er besitzen, daß fremde Leiden ihn so gewaltig

ergreifen," sagten die Bürger und die Officiere unter einander.

Des Herrn Leiden hielt jedoch den Diener nicht davon ab, nach einigen Wochen wieder im Ritter einzusprechen, wo er sich zu den deutschen Landsknechten setzte, tüchtig zechte und Würfel spielte, wobei er bedeutend gewann und schmunzelnd seinen Gewinn in den schmierigen Säckel steckte. Peter war an diesem Abend ungemein fröhlich, scherzte und lachte, daß es gar lärmend herging. Schließlich bestand er darauf, seine Kameraden im Trinken sämmtlich frei zu halten, denn er habe heute seinen Lohn bekommen und wolle einmal fühlen, wie es sei, wenn er den Gastwirth mache. Bei einer eintretenden Pause brachte aber einer der Landsknechte die Rede auf die verschwundene Trina und ihr Kind.

„Bah!" rief Peter, „die wird schon wieder zum Vorschein kommen, wenn's Zeit ist."

„Du scheinst Dir die Sache weniger zu Herzen zu nehmen, als Dein Herr," sagte der Gastwirth, welcher eben durch's Zimmer ging und bei dem Diener stehen blieb.

„Ei, sehr natürlich," lachte Peter. „Es ging den Herrn ja auch mehr an als mich."

„Das sehe ich nicht ein," meinte der Wirth. „Trina steht dem Obristen nicht näher, wie Dir;

ich bin aber doch auf den Herrn ein wenig böse," setzte er hinzu; „er hätte, da er sonst ein galanter Cavalier gegen die Damen ist, dem armen Weibe den kleinen Gefallen erzeigen können, seine Binde von der Stirne zu entfernen; es war ja mit keinem Opfer seinerseits verbunden und hätte Trina beruhigt, anstatt daß sie jetzt mit ihrem Kindchen in einem nassen Grabe liegt, oder in irgend einer Schlucht verwest. Ich bin kein Prediger, Peter, aber ich fürchte, daß der Tod der Armen und des unschuldigen Kindes Unsegen auf Euer Haus herabbringen wird."

„Meiner Treu, das hätte der Obrist thun sollen, wenn das Weib sonst nichts von ihm verlangte," sagte einer der gutmüthigen schwäbischen Soldaten. „Was wär's denn auch gewesen, wenn das Weib in Ohnmacht gefallen wäre, ob der Wunde, die er auf der Stirne haben soll; man sieht ja ohnedies keine Narbe über dem Auge, wenn er seine Brille trägt, was mich oft Wunder genommen hat."

„Wenn der Obrist nur die Brille trägt, dann deckt er die Narbe mit einem künstlichen Pflästerchen zu, wie sie ihm ein Schwarzkünstler in Ungarn gegeben hat, und das genau aussieht wie die natürliche Haut," sagte Peter. „Er ist aber blind

auf dem rechten Auge, ohne Brille sieht das Auge erschreckend starr aus.“

„Aber komisch ist's doch, daß das Weib so fest darauf beharrt, daß gerade der Obrist ihr entlaufener Mann sei. Vielleicht ist sie einmal sein Schätzchen gewesen, und nun will er sie nicht anerkennen. Vornehme Herren machen's oft so, und Ihr Soldaten auch, wenn Ihr der alten Liebe überdrüssig werdet. Gesteh's nur, Peter,“ setzte der Wirth hinzu, den Diener vertraulich auf die Schulter schlagend, „hast auch schon irgendwo ein altes Liebchen für ein junges sitzen lassen.“

„Ja, ja, so wird es sein!“ riefen die Landsknechte aus.

„Ihr seid närrische Leute,“ erwiderte Peter. „Hab' nie ein ehrliches Weibsbild angeführt, wenn ich schon kein Engel bin und es mit dem Trinken nicht genau nehme. Aber ich will verdammt sein, wenn ich das Herz hätte, mein eigenes Weib und Kind abzuleugnen; und noch dazu, wenn Beide so schmucke Dinger sind, wie Trine und ihr Bübchen waren.“

„Ich glaube Dir,“ sagte der Gastwirth ernst, denn er sah, daß Peters ganzes Wesen sich plötzlich veränderte; dessen erhitztes Gesicht drückte unverkennbar ein unbehagliches Gefühl aus. „Bist

zwar ein wilder Kerl, aber ich hab' schon vernommen, daß Du nicht ohne Herz bist. Wenn es von Dir abgehängt hätte, wäre die arme Trina noch am Leben! Wie's zugegangen ist, oder wo sie geblieben, wissen wir jetzt freilich nicht, aber es giebt Einen über uns, dessen Auge in's Verborgenste sieht, und der den Schleier von jedem Geheimniß lüftet, sobald die rechte Stunde schlägt. Wenn irgendwo ein Verbrechen bei dieser Sache obwaltet, so wird's schon noch offenbar werden; «Ist nichts so fein gesponnen, kommt einmal an die Sonnen», sagt das alte Sprüchwort. Wenn sich der entlaufene Mann Trina's in die Stadt geschlichen und vielleicht dem armen Weibe aufgelauert hat, und sie aus dem Wege geräumt, so werden die Gerichte seiner schon habhaft werden; zum zweiten Male soll er nimmer aus dem Thurme entwischen, dafür bin ich Bürge. Wenn man ihn erkennt, so baumelt der Bösewicht an dem ersten besten Balken, und dazu spende ich mit Freuden den Strick."

„Habt Ihr denn den Mann gekannt, Wirth?" fragte einer der Landsknechte.

„Gekannt? Jedes Kind hat den Schuft gekannt, sein Sündenregister ist lang genug."

„Was hat er denn eigentlich verbrochen?" fragte

Peter, und blickte gespannt zum Gastwirth auf, als fürchte er, nur eine Silbe zu überhören.

„Ja, da fange einer an, so hat er bis Mitternacht nicht aufgehört, Freund Peter."

„Erzählt nur, Herr Wirth," baten die Leute; „mit dem Spiel ist's für heute zu Ende, und wir sind ohnedies Alle auf einmal nüchtern geworden. Wenn der Franz sich als Spion in der Stadt herumschleicht, wie man behauptet, dann ist's gut, wenn wir wissen, was es für ein Kerl ist."

„Nun meinetwegen," sagte der Wirth; „halt' ich Euch doch damit vom Fluchen und Streiten ab, aber das Reden macht durstig und —"

„Das Zuhören auch!" rief Einer aus.

„Richtig! Darum spendire ich ein paar Krüge guten Weines," erwiderte der Wirth lachend. Gleich darauf erschien auf sein Gebot der Wein, es wurde eingeschenkt und demselben wacker zugesetzt. Während er kurz, aber eindringlich von Franzens Unthaten erzählte, wie er den braven Johannes auf die Galeere geliefert, die Liese habe heirathen wollen, wie er Carmer bestohlen und hernach den Franzosen als Spion gedient habe, und dann heimlich von diesen aus dem Hexenthurme entlassen worden sei. Bei der Erwähnung seiner schlechten Behandlung der armen Trina und deren unendlicher Liebe

stießen die Soldaten im gerechten Zorne leise, aber herzhafte Flüche aus, in welche jedoch Peter nicht einstimmte. Dieser wurde immer bleicher und stiller; keinen Blick verwandte er von dem Redner, trank auch nach dem ersten Schlucke keinen Wein mehr. Seine Aufregung entging dem scharfen Auge des Gastwirthes nicht, aber er nahm anscheinend keine Notiz davon, sondern fuhr ruhig in seinem Berichte fort: „Und nun, Freunde, wißt Ihr so ziemlich, was der Franz für ein Mensch ist, und werdet es begreiflich finden, wenn man ihn in Verbindung mit Trina's Verschwinden bringt. Er ist leicht zu erkennen, wenn man ihm genau in's Gesicht sieht; sein Blick hat etwas Katzenartiges, Sanftes und doch Boshaftes, vor dem es Einem unheimlich wird; ferner hat er zwischen dem Auge und den rechten Augenbrauen ein kleines, dunkelrothes Muttermaal."

„Das muß er zuerst verhüllen, wenn er unerkannt in der Stadt bleiben will," sagte einer der Soldaten.

„Jetzt begreife ich, warum Trina darauf bestand, daß der Obrist die Binde entfernen solle," bemerkte ein Anderer. „Weiß Gott, das arme Weib war doch nicht so verrückt, wie der Obrist im Schlosse versichert hat; um so unchristlicher war es von ihm,

ihr nicht den kleinen Gefallen zu erweisen, denn daß der Obrist nicht ihr Franz ist, weiß ja Jedermann.“

„Wir müssen auf diesen Franz Jagd machen, Kameraden!“ rief der Unteroffizier aus. „Mich juckt’s an allen Fingerspitzen, diesem Schurken die Kehle zuzuschnüren und, so wahr ich Andreas heiße, ich thue es, wenn ich ihn in meine Gewalt bekomme.“

„Er verdient seinen Lohn,“ meinte ein anderer Soldat; „überdies hat der Gouverneur eine Belohnung von zwanzig Reichsthalern Dem versprochen, der eines der Spione habhaft wird, die sich in Heidelberg und der Umgegend herumtreiben.“

„Wenn der Gouverneur zwanzig Reichsthaler für einen gewöhnlichen Spion bietet, so verspreche ich Demjenigen, welcher den Bösewicht Franz erwischt und dem Gerichte überliefert, aus meiner eigenen Kasse zwanzig Reichsthaler, ebenso zwanzig Reichsthaler im Namen des Bürgermeisters und der Stadt,“ sprach der Wirth; „der Mensch hat bekanntlich mehrere werthvolle Gegenstände aus dem Schlosse entwendet, was Melac und Chamlay ihm gestatteten, als Lohn seiner Unthaten. Die Gegenstände soll er im Schloßgarten verborgen haben, aber den Ort hat man nicht ermitteln können. Es soll

ein ganzer Schatz vergraben sein, darum wär's nicht unwahrscheinlich, Franz sei zurückgekehrt, um gelegentlich den Schatz zu heben und aus der Stadt bringen zu können."

„Woher weiß man, daß der Franz Geld vergraben hat?" fragte Peter hastig.

„Durch einen der Thurmwärter. Der Mann starb an einer Krankheit, der man keinen Namen geben kann. Der alte Jude Ibrahim behauptete, er habe Gift bekommen, das langsam aber tödtlich wirke. Auf dem Sterbebette hat der Schelm den Beichtvater verlangt und dem Decan Alles von Franz gebeichtet. Wie er aber den Ort hat angeben wollen, wo der Schatz liege, brachte er nur noch die Worte, zwanzig Schritte vom — — heraus, da hat ihn ein Brustkrampf erfaßt, der ihm den Athem benahm und der schwache Lebensfunken ist erloschen. Nachdem er begraben war, haben sich viele Leute aus der Stadt nach dem Schloßgarten begeben und an verschiedenen Orten nachgegraben, aber, lieber Himmel, der Garten ist groß, bisher ist man auf keinen Schatz gestoßen."

„Ich wollte, es glückte mir," sagte der Unteroffizier, „das brächte daheim Geld für mein Weib und unsere vier Kinder ein, denn der Sold ist zu gering."

„Ich wäre mit dem Fanggeld zufrieden, ohne den Schatz," meinte ein Anderer; „dreimal zwanzig Reichsthaler machen wahrhaftig sechzig Thaler! Ein hübsches Sümmchen."

„Aber wenn Mehrere den Burschen packen und einliefern, muß redlich getheilt werden."

„In dem Falle darf ich hundert Reichsthaler versprechen," sagte der Wirth, „denn wenn wir den Franz haben, ist uns auch der Schatz sicher. Er wird schon den Ort angeben, wenn man ihn in die Folterkammer führt, denk' ich; denn das Leben geht dem Menschen, wenigstens Einem von Franzens Beschaffenheit, noch über's Geld. Was meinst Du, Peter, hättest Du nicht auch Lust, das schöne Geld einzustecken?"

„Wenn ich wüßte, wo der Schatz läge, würde ich ihn gerne heben, dem Franz selber nachzufahnden, überlasse ich Anderen," sagte Peter mit einem schwachen, erzwungenen Lächeln.

„Ei, da geh' nur fleißig mit dem Herrn Obristen in den Schloßgarten und frage ihn um seine Meinung," sagte der Wirth. „Ist ein kluger Mann, wer weiß, ob er nicht das Räthsel lösen kann. Er soll ja ohnedies oft droben spazieren gehen, es scheint ihm da sehr gut zu gefallen."

Der Wirth sah, wie Peter bei diesen Worten

zusammenzuckte und die Augen senkte; dann leerte er, ohne abzusetzen, seinen Becher und stand auf.

„Es ist schon spät, Kameraden, muß heim,“ sagte er.

„Was, spät? Ist noch nicht Elf Uhr!“ riefen die Soldaten. „Bleib noch, jetzt müssen wir uns erst wieder lustig saufen; der Wirth hat uns mit seiner Erzählung so nüchtern wie die Mönche gemacht.“

„Ich muß jetzt heim, der Obrist ist leidend, er wird nach mir verlangen,“ sagte Peter in entschiedenem Tone. „Hier, Herr Wirth, ich zahle heute Abend die Zeche!“

„Bist ein generöser Bursch, Peter; schade, daß Du nicht Soldat werden willst, wir nähmen Dich gleich in unser Corps auf,“ sagte der Unteroffizier. „Ist ein lustigeres Leben bei uns, als bei Deinem griesgrämigen Herrn Obristen; gieb ihm den Laufpaß und laß' Dich bei uns einschreiben! Solche prächtige Bursche, wie Du bist, machen ihr Glück im Kriege. Kannst es zum Offizier bringen, wenn Dein Herr Dich warm empfiehlt.“

„Hast wohl einen Accord mit dem Obristen, und bist an ihn gebunden?“ sagte der Wirth mit einem durchdringenden Blicke.

„So ist's,“ erwiderte Peter, und seine Miene

nahm plötzlich einen düsteren, fast finsteren Ausdruck an. „Ich bin noch an ihn gebunden, aber es könnte sein, ich machte mich bald los, wenn ich wüßte, daß ich als Soldat frei und ledig würde.“

„Wer einmal den Soldatenrock trägt, der erkennt keinen andern Herrn auf der Welt an, als den Oberbefehlshaber und Landesherrn,“ sagte der Unteroffizier. „Wir bleiben auch nicht unser Lebenlang in Heidelberg und ernähren uns von den armen Bürgern; es geht bald in's Feld gegen die verfluchten Franzosen, und von Denen kannst Du nehmen, was Du findest, ein reicher Mann werden, ohne ein Dieb zu sein. Im Kriege ist Alles erlaubt, nur das Dersertiren von der Fahne nicht.“

„Gut, wir sprechen uns bald wieder; gute Nacht allerseits,“ sagte Peter und ging hinaus.

Im Nebenzimmerchen mußte er noch warten, der Wirth holte kleine Münze, um ihm auf den Reichsthaler herauszugeben.

„Hier,“ sagte der Letztere, nachdem er wieder eingetreten war, „wirst Alles richtig finden, will Dir hinausleuchten, ist draußen die Lampe ausgegangen.“

In der überwölbten Thürvorhalle angekommen, sagte der Wirth leise, aber eindringlich zu dem jungen Manne, indem er die Hand auf dessen Arm legte:

„Peter, es ist das dritte Mal, daß Du mir

einen neuen Reichsthaler giebst, und alle drei sind falsche Münzen! — Still! Mann, kein Wort! Ich bin meiner Sache gewiß, und weiß auch, wer Dein Herr ist und warum er sein rechtes Auge verhüllt. Ich weiß nicht, was Euch an einander knüpft, und will es auch jetzt nicht von Dir hören, wird eben nichts Erbauliches sein, fürchte ich; aber ich meine es gut mit Dir, wie ein Christ gegen den andern, und möchte Dich vom Elend auf dieser Welt, sowie in jener Welt vor Verdammniß retten. Jetzt hab' ich Dich gewarnt — und des Unteroffiziers Wort ist Gottes Stimme, — mach' Dich von dem Obristen los, sobald Du kannst, lieber heute, denn morgen. Lieber ehrlicher Soldat sein, als ein reicher Schelm, Peter. Dieses Haus ist von einem christlichen Manne erbaut worden, und seine Nachkommen handelten in seinem Sinne bisher. Darum ist es auch mir zur Pflicht geworden, für meine Gäste christliche Fürsorge zu tragen, so ich es vermag. Komm' zu mir zu jeder Tageszeit; hier in diesem Hause findest Du Schutz und Obdach, ich kann Dich wohl verbergen, wenn Du ein braver Mensch sein willst. Das schlechte Geld hast Du nicht selbst gemacht, wirst es von Deinem Herrn haben, und von wem der es hat, mag Gott allein wissen. Ich warne Dich, gieb nichts mehr

davon aus, weder in Deinem, noch in seinem Namen, denn es sind strenge Befehle ertheilt, Jeden zu verhaften, der solches Geld ausgiebt. Wieviel hast Du noch in Deinem Besitze?"

„Noch viel, — ich — weiß nicht."

„Nun brauchst mir nichts weiter zu sagen," unterbrach ihn der Wirth. „Will Dich nicht zum Verräther beschwatzen, wenn Dein eigenes Gewissen Dich nicht dazu treibt, um ferneres Uebel zu verhüten. Handle aber energisch, Peter; kündige Deinem Herrn den Dienst und werde Soldat, wenn Du nicht zu mir kommen willst. Könnte Jemand, wie Du bist, schon brauchen, um meine Gäste zu bedienen, wenn Dir's ernstlich darum zu thun wäre, redlich Dein Brod zu verdienen."

„Ihr würdet nicht so gütig mit mir reden, Herr Wirth, wenn Ihr wüßtet, wo ich war, als mich der Obrist in Dienst nahm," sprach Peter mit unsicherer Stimme."

„Es kann jeder Mensch sündigen, aber er muß auch vom Falle wieder aufstehen, Peter, und den Reuigen erwartet Gnade bei Gott und den Menschen. Bist im Gefängniß gewesen?"

Peter nickte stumm und wandte das Haupt ab.

„Was hattest Du verbrochen? — Sei ehrlich."

„Ich war bei Jemand — der Falschmünzerei

trieb, — in Paris," erwiderte leise der junge Mann. Die Bande wurde entdeckt und kam auf die Galeere. Ich, — weil ich das Geld nur ausgab, nicht machte, — kam mit zwei Jahren Gefängniß und Landesverweisung davon. Meine Zeit war fast abgelaufen, ich mußte nach der Freilassung das Land verlassen und hatte kein Obdach vor mir, da meldete mir der Oberbeamte eines Tages, daß mich ein deutscher Obrist, der in Paris lebte, zu seinem Diener und Secretär nehmen wolle, weil er nach Deutschland zurückkehre."

„So glaubst Du in vollem Ernste, daß Dein Herr in der Armee gewesen sei und Obrist ist?"

„Ich glaubte es fast bis heute Abend; seit Eurer Erzählung sind mir Scrupel aufgestiegen."

„Deine Scrupel sind die Zuflüsterungen Deines guten Engels," sagte der Wirth, „verachte sie nicht, mein Freund. Noch eine Frage erlaube mir, ehe Du gehst: lebt Trina und ihr Kind noch? Du mußt es wissen, Peter!"

„Ich, — ich glaube, — ja. Aber um Gottes willen, fragt mich nicht darnach! Der Obrist bringt mich um, wenn er ahnt, daß ich ihn verrathen könnte."

„Deine Seele ist mehr werth als der Leib. Besitzest Du keine Eltern mehr?"

„Ja, fromme, brave Eltern, wenn sie nicht inzwischen aus Kummer über ihr einziges, ungerathenes Kind gestorben sind.“

„Dann bitte ich Dich, so Du nicht ihren Fluch auf Dich herabbeschwören willst, daß Du den Zorn des Obristen nicht scheuen wollest, sondern Trina den Freunden zuführest, wenn der Obrist irgendwie an ihrem Verschwinden betheiligt ist. — Jetzt geh' heim, und ich will heute Abend beim Familiengebet Deiner gedenken und Gott bitten, daß er Dein Herz zum Besten lenken wolle! Vergiß aber auch nicht, daß Du nicht zögern darfst. Dem Tag der Gnade folgt auch eine Nacht, wo die Gnadensonne nicht mehr leuchtet.“

Nach diesen letzten Worten wandteer si:h ab, und Peter stürzte förmlich von ihm hinweg, durch die stillen Gassen nach dem Thore hin, wo der Thorwart den Bekannten ohne Widerrede hinausließ.

Die Nacht war mild und mondhell, nirgends ein lebendes Wesen ringsum zu erblicken, und dennoch beschlich den Schuldigen eine geheime Angst, ihm grauste es, so allein mit der reinen Natur und den unsichtbar waltenden, himmlischen Mächten zu sein. Peter war sonst ein verwegener Bursche, — jetzt, wo er keinen Feind vor sich erblickte, bebte er

bei jedem Windstoße, beim leisesten Rauschen der dunklen Tannen. Wie oft hatte die zarte Martha diesen Weg in tiefem Dunkel zurückgelegt, wenn sie aus der Hütte eines armen Kranken heimkehrte, ohne Furcht und Bangen, obgleich sie wohl wußte, daß sie heimliche Feinde hatte. Aber Martha's Herz war rein von Schuld; die Seele Peters in dieser kurzen Stunde von Gewissensbissen gepeinigt. Aufgeregt, und dennoch von der Gewalt seiner Gefühle ermattet, warf er sich am Raine nieder und rang die Hände.

„Was soll ich thun? Wer rathet, wer hilft mir in diesem furchtbaren Kampfe! Der Obrist hält mein Geschick in seinen Händen; ein Wort von ihm an die Behörde, und man stößt mich mit Abscheu zur Stadt hinaus! Und doch, — das arme Weib verschmachten lassen, — das unschuldige Kind! Es ist teuflisch, höllisch! O meine Mutter, warum tritt Dein sanftes Bild jetzt so bittend mir vor die Seele! Arme, arme Mutter, fluche mir nicht! Fluche mir nicht!"

Die letzten Worte sprach Peter, ohne es zu wissen, so deutlich, daß sie von einer verhüllten weiblichen Gestalt verstanden wurden, die seit einigen Secunden hinter einem Baume sichtbar geworden war, sobald Peter sich niedergesetzt hatte.

„Denkt, ich sei Eure Mutter, die in dieser stillen Stunde zu Euch herantritt," sprach die Gestalt mit weicher Stimme.

Peter sprang bestürzt empor und starrte die Fremde an. „Wer seid Ihr? Ist Trina gestorben, und ist es ihr Geist, der mir Vorwürfe machen, mir fluchen will?" Plötzlich fiel er auf seine Kniee und bat flehentlich: „Vergieb mir, Du weißt, es war nicht meine Schuld, ich that, was ich vermochte, was ich mit Gefahr meines eigenen Lebens thun konnte !O seliger Geist, vergieb mir!"

„Bist Du nicht Peter, der Diener des Obristen Pullwitz?"

„Ich bin es leider, leider!"

„Dann beruhige Dich, denn ich bin kein Geist, sondern ein Wesen aus Fleisch und Bein, wie Du. Rühre meine Hand an, sie ist nur kalt von der Nachtluft."

„Wer seid Ihr aber, was wollt Ihr in dieser mitternächtlichen Stunde in dieser Gegend allein?" fragte Peter noch immer nicht ohne Scheu.

„Ich würde Dir meinen Namen nicht nennen, wenn ich nicht zuvor Deinen Monolog vernommen und daraus erfahren hätte, daß Dein Herz schwer bekümmert ist. Vielleicht vermag ich Dir einen

Rath zu ertheilen, und wir gegenseitig uns zu helfen. Sieh' mich recht an, kennst Du mich nicht?"

Die Fremde lüftete ihre Capuze, und Peter stieß einen leisen Freudenruf aus.

„Martha, die Freundin Trina's! O, Gott, Ihr seid vom Himmel gesendet, edle Frau! Ihr werdet meine Seele trösten, wie Ihr meinen kranken Fuß im vorigen Winter heiltet. Aber sagt mir zuerst, was Euch in diese Gegend treibt. Suchtet Ihr Heilkräuter oder —"

„Nun was? mein Freund."

„Oder forschtet Ihr nach ihr, — nach dem armen jungen Weibe?" sagte Peter bebend.

„Beides ist richtig," erwiderte Martha. „Aber laß uns irgendwo im Walde niedersitzen, wo man von Eurem Hause aus nicht gesehen werden kann, oder in den Schatten treten; wir sind auf dieser Stelle zu hell vom Monde beleuchtet."

Peter bot ihr hierauf die Hand, und Beide gingen hierauf eine kurze Strecke, wo sie von unten gänzlich durch zwei Bäume unsichtbar waren, dabei aber das Landhaus deutlich vor sich sahen.

„Ich will Dir gestehen," fing Martha an, „daß ich nur zum Vorwande Kräuter in dieser Gegend suchte, und mit Absicht diese stille Stunde wählte, weil ich durch den Gastwirth zum Ritter davon be-

nachrichtigt wurde, Du habest Dich bei ihm eingestellt."

„In welcher Absicht geschah es?" fragte Peter.

„Erstlich, damit ich Dir auf dem Heimwege nicht begegnen möge," antwortete Martha. „Zweitens aber, damit ich wußte, es befände sich Niemand im Hause, außer dem Obristen. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß Trina noch dort ist, wenn nicht lebend, so doch ihr Leichnam, der eines christlichen Begräbnisses entbehrt. Ich bin schon einige Male um diese Stunde hier gewesen und wäre auch in das Haus gekommen, wenn ich nicht befürchtete, mein treuer Hund würde meine Anwesenheit wittern und Lärm machen. Peter, ich bitte Dich um das Andenken Deiner Eltern und um Deiner eigenen Seele willen, sage mir, ob meine Ahnung mich täuscht, sage mir, ob Trina noch lebt, und in Eurem Hause?"

„Frau Martha," erwiderte Peter: „noch vor wenigen Stunden hätte ich einen heiligen Eid darauf geschworen, daß dem nicht also sei, und ich nichts von dem Weibe wisse; aber der Wirth zum Ritter hat mir die Augen über den Obristen geöffnet und mein Gewissen erweckt. Ich bin ein schlechter Mensch gewesen, habe mich zu Allem hergegeben, wozu mich der Herr anhielt; ich glaubte, ich sei ihm unbeding-

ten Gehorsam schuldig. Jetzt aber bin ich entschlossen, wenn Ihr mir mit einem Eide bekräftigen wollt, daß Ihr mich nie verrathet, Euch zu helfen und Gewißheit wegen der Vermißten zu geben."

Martha gelobte feierlich, seinen Namen niemals zu erwähnen, worauf Peter ihr gestand, daß sowohl Mutter als Kind von dem Fremden verborgen gehalten würden. Der Obrist habe ihm gesagt, Trina sei einmal seine Geliebte gewesen, das Kind aber sei von Johannes Carmer, und es lägen wichtige Gründe vor, warum er von Niemandem hier erkannt werden dürfe. Darum habe er, Peter, das arme Weib zurückbehalten und einsperren müssen. „Ich glaube," setzte Peter schaudernd hinzu, „daß er beabsichtigt, Beide nach und nach Hungers sterben und dann die Leichen irgendwo im Walde finden zu lassen, damit jeder Verdacht von ihm abgelenkt werde. Er, Peter, habe der Trine jedoch heimlich Wein und Brod zugestellt, sonst würden Beide schon todt vor Jammer sein."

„Das ist entsetzlich," sagte Martha. „Aber nun müssen wir die Arme retten, Peter, und zwar, indem wir sie heimlich entführen, sowohl Mutter als Kind."

„Das wird nicht möglich sein," erwiderte Peter.

Der Obrist verläßt das Haus nicht, bis sie gestorben sind."

„Wo sind sie untergebracht? Ich kenne ja das Haus genau."

„Im Keller liegen sie, damit man das Geschrei des Kleinen nicht vernehme. Der Obrist traut selbst mir nicht ganz, denn er bewahrt den Schlüssel zum Keller und läßt mich nur einmal des Tages hinuntersteigen mit dem kärglichen Essen. Er besorgte das Sündenamt wohl lieber selbst, aber er fürchtet, vom Hunde angefallen zu werden, der wüthend wird, wenn er ihn sieht. Mich duldet das Thier, und ich bin doch so schlecht als mein Herr."

„Nicht ganz," erwiderte Martha lächelnd. „Aber nun merke auf; ich besitze Mittel, in das Haus zu gelangen, ohne daß Jemand es weiß. Sage mir, ob ich noch heute Nacht die Unglückliche retten kann."

„Heute Nacht geht es nicht," antwortete Peter verlegen, „es ist Zahl- und Abrechnungstag, da sind die Leute bei ihm über Nacht."

„Die Leute? Was willst Du damit sagen?" fragte Martha erstaunt.

„Ich hätte das Geheimniß nicht verrathen sollen, da es aber nun einmal geschehen ist, kann ich es nicht ungeschehen machen, und so mögt Ihr wissen, daß der Obrist Leute empfängt, die ihm Geld,

Wein und Briefe bringen. Sie tragen auch wieder Briefe vom Herrn fort, nach allen Ländern hin; vornehmlich nach Frankreich, meine ich. Hab' schon lange meine eigenen Gedanken über diese Leute, daß sie nicht nur Geld bringen, sondern andere Heimlichkeiten betreiben, die ich nicht wissen darf. Der Obrist leidet nicht, daß ich ungerufen das Zimmer betrete, wenn Einer von den Brief- und Geldboten anwesend ist. Deßwegen bin ich auch heute länger ausgeblieben; ich werde nicht gebraucht im Hause."

„Aber Morgen! Seid Ihr dann allein, etwa zu dieser Stunde?"

„Sicherlich, — aber in's Haus kommt Ihr nicht, ich muß den Hausschlüssel jede Nacht abgeben, der Obrist legt ihn unter das Kopfkissen. Es wäre auch nicht gerathen, Lärm zu machen, oder die Behörde zu benachrichtigen, denn sie würde nur eine Leiche finden, die Niemand verrathen könnte."

„O, das ist möglich, meinte Martha, „aber ich getraue mir Alles gut auszuführen, wenn Du dafür Sorge trägst, daß der Obrist fest schlafe."

„Ja, wie sollte ich das anfangen?"

„Einfach, wenn Du ihm einen Schlaftrunk beibrächtest, und da er nicht selbst in den Keller hin-

unterzusteigen wagt, so berichtest Du stets nur, daß Beide noch leben, und giebst dem Hunde das Essen. Oder sage, daß sie gestorben seien, und Du sie im Keller begraben habest."

„Aber was wird die Lüge nützen; er könnte leicht die Trina sehen, wenn sie sich hier in der Stadt zeigte."

„Wir wollen nur eine kurze Zeit das Geheimniß verbergen," sagte Martha. „Ich glaube, es dürfte ein Umstand eintreten, der den Obristen nöthigen wird, die Stadt zu verlassen. Dann steht es Dir frei, zu bleiben, oder mit ihm zu gehen."

„Das Letztere nie, darauf schwöre ich feierlich, edle Frau. Ich bin entschlossen, Soldat zu werden, wenn man mich annimmt. Ich bin damit einverstanden, dem Obristen einen Schlaftrunk zu geben, wenn ich das Pülverchen hätte."

„Ein Pulver brauchst Du nicht, nimm dieses Kräutlein, gieße heißes Wasser darauf und laß es stehen; bis das Wasser dunkel wird. Dann kannst Du den Wein mit Saft mischen, denn er hat keinen Geschmack, wird sich nicht verrathen."

„Ihr bürgt mir mit Eurem Ehrenworte, daß er nicht tödtlich wirke?" fragte Peter.

„Verlaßt Euch darauf; es ist dasselbe Mittel, welches ich letzten Winter zur Linderung Deiner Schmerzen angewendet habe. Ich will nicht als Richterin auftreten, Gott selbst wird über ihn das Strafgericht verhängen! Lebe wohl mein Freund; also morgen um diese Stunde, so Gott will, treffe ich hier wieder ein, aber ich bringe Jemand mit, der mir behülflich sein muß, die geheime Pforte zu öffnen. Es war eine Eingebung des Himmels, daß ich den Schlüssel mit mir nahm, als ich nach dem Brande zu Carmer flüchtete, und ihn seither behielt. Wie wunderbar weiß Gott im Voraus den kleinsten Umstand zu seinen Zwecken zu verwenden. Trina soll gerettet werden, daher mußte ich den Schlüssel vergessen."

„Und ich Euch begegnen, edle Frau," sagte Peter. „Ohne Euch würde ich die Aufgabe nie lösen, denn die Furcht für meine eigene Sicherheit hält mich ab, Trina's Aufenthalt dem Gerichte anzuzeigen. Ich war dem Obristen innig ergeben, hätte ich aber geahnt, wie schlecht er ist, oder welches Leben er bisher geführt, niemals würde ich mich an ihn haben fesseln lassen. Ich werde ihn nie freiwillig verrathen, aber ich mag auch nicht länger sein Helfershelfer bleiben. Es gilt nur noch, mich sicher vor seiner Rache zu stellen, und

darum darf ich nicht mit ihm brechen, oder ihm bekennen, was ich über seine Vergangenheit vernommen, denn daß er wirklich der Gatte Trine's, der Vater ihres Kindes ist, daran zweifle ich nicht mehr."

## Fünftes Capitel.

### Das Complot. — Eine lebendig Begrabene.

---

Am Morgen nach dieser geheimen Unterredung wurde der Bürgermeister unerwartet zum Gouverneur und Schloßcommandanten General von Heydersdorff entboten. An und für sich lag nichts Absonderliches darin, daß der Gouverneur mit dem Bürgermeister berathen wollte, aber dennoch fühlte sich der Letztere unbehaglich, seitdem der General ihm so unfreundlich entgegengetreten war, als Cruget auf eine genauere Nachforschung nach der Quelle des falschen Geldes drang. Die Bürger hegten mit Cruget die Ueberzeugung, daß der Gouverneur seine besondern Gründe haben müsse, die ihn veranlaßten, die Thatsache des überhand nehmenden falschen Geldes zu ignoriren. Noch empfindlicher hatte sich Heydersdorff bei dem ausgesprochenen Wunsche Cruget's, den Obrist zu überwachen, gezeigt. Man wollte sogar wissen, daß in

neuerer Zeit die beiden Herren häufig, wie zuvor verabredet, im Schloßgarten zusammentrafen und dort sich länger privatim unterhielten. Ueberhaupt gewann Heydersdorff nicht an Ansehen bei den pfälzischen Beamten, noch bei den Bürgern. Sein häufiger Verkehr mit den reichsten Juden blieb sich gleich, ebenso sein theilnahmloses Benehmen gegen die christlichen Einwohner beider Confessionen. Er gab besonders den Evangelischen Anstoß, daß er einen fremden abenteuerlichen Gelehrten hatte aus Böhmen kommen lassen, der als Astrolog ihm diente unter dem Gewande eines Naturforschers. Heydersdorff hatte diesem Zimmer in dem englischen Hause einräumen lassen, wo er selbst wohnte, und man sagte, daß er niemals eine Proclamation erließ, ohne diesen vorher consultirt zu haben. Mit den wissenschaftlichen Facultäten der Universität durfte der Naturforscher nicht verkehren; er führte ein einsames Leben in seinem Eckzimmerchen. Beliebt war der General ebensowenig bei dem einheimischen Adel, als bei den Bürgern, weil er jeden Beruf und jedes Amt geringschätzte, das nicht militärischer Natur war; dabei war er selbst ein ungebildeter Mann, unbeständigen Charakters und von wenig geistiger Energie. Wer ihm schmeichelte, war allein seiner Huld gewiß. Unser derber Bürger-

meister aber verstand sich nie dazu, in serviler Weise dem Herrn sich zu fügen, sondern vertheidigte unerschrocken die Ehre seiner Vaterstadt, die Privilegien der Bürger und der evangelischen Confession. Nicht ohne Widerwillen begab sich Cruget daher auf den Weg zur Burg, traf aber bald zu seiner Beruhigung mit dem Syndikus und zwei pfälzischen Regierungsbeamten, sowie dem alten Dörpp und Alvendel zusammen.

„Gott zum Gruß, Ihr Herren," rief Cruget aus. „Was mag es wohl droben geben, daß wir großen Rath halten sollen? Muß was Apartes sein, denn man begehrt unseres Rathes gar weniglich alljetzo."

„Es muß allerdings sich um etwas Ernstes handeln," sagte Alvendel. „Der Diener hatte den Auftrag mir zu sagen, daß ich ja nicht fehlen möge, es sei ein geheimer Rath, der gehalten werden solle."

„Nun, das wird so ein offenkundiges Geheimniß werden," sagte Dörpp, „da so Viele davon instruirt werden. Wird sich irgend um eine neue Gelderpressung handeln. Apropos, Cruget, ist es wahr, daß der Gouverneur verboten hat, die Stadt auf längere Zeit zu verlassen, oder auf seine Güter zu flüchten, ohne einen besondern Paß, den er ausstellt.

„Allerdings wahr, Obrist, aber noch besser, diese Pässe müssen theuer erkauft werden. Der Edle von Schlitten, welcher mit Frau und Kindern nach Wien in letzter Woche reiste, weil ihm das Soldatenregiment nicht mehr behagte, vertraute mir, daß er nicht weniger als 50 Reichsthaler dem Gouverneur baar für seinen Reisepaß bezahlt habe. Der General giebt als Grund zu dieser Erpressung an, er wolle verhindern, daß die reichsten Leute auswanderten."

„Das wäre schon gut, könnte man die Leute in der Stadt behalten," meinte der Regierungsrath „denn auch mir thut die Auswanderung für die Stadt sehr leid. Aber Geld für einen Paß zu nehmen, däucht mir doch etwas jüdisch krämerhaft zu sein, das sich wenig für einem hochgestellten Militär geziemt. Wer bekommt wohl das Geld?"

„Ei, der Kaiser sicherlich nicht, ebensowenig die churfürstliche Regierung, was nur billig wäre," erwiderte der Rath. „Das Geld käme unsern Bürgern gut zu statten, denn die Requisitionen für die Besatzung sind drückend genug."

„Ja, ja, die Franzosen bedrängten uns nicht viel ärger als unsere deutschen Beschützer," erwiderte Cruget ingrimmig. „Wenn's lange so fortgeht, mache ich es wie die Edelleute, kaufe mir nämlich

einen Paß und ziehe nach Frankfurt, wo ich ein Schreiberamt annehmen will. Ich kann es nächstens nicht mehr mit ansehen, wie die Leute geschunden und geplagt werden; das Herz zerspringt mir schier bei dem Elende. Und nun diese schreiende Ungerechtigkeit, daß wir keine weitern Nachforschungen nach der armen Trina vornehmen dürfen."

„Ei, Cruget, Ihr seid ja so gut Freund mit dem fremden Obrist," bemerkte Alvendel lächelnd.

„Nichts da," antwortete Cruget. „Die Freundschaft ist aus. Habe sein Haus seit drei Wochen nicht betreten und thue es auch nicht wieder, außer wenn ich die Erlaubniß erhalte, den Mann in Haft zu nehmen." „Unter uns gesagt, ich glaube, er ist so wenig Obrist wie ich."

„Das muß doch wahr sein," meinte der Regierungsrath, „der Gouverneur behauptet seine Legitimationspapiere gesehen zu haben."

„Deswegen kann er doch ein Taugenichts sein," sagte der Syndikus. „Es ist nicht jeder ein Ehrenmann, weil er eine Uniform trägt. Aber wir sind im Schloßgarten, meine Freunde, im militärischen Reviere, wo es weiser ist, gewisse Ansichten nicht laut werden zu lassen. Wer weiß, ob wir nicht den Herrn Obrist, den Busenfreund des Gouverneurs,

auch als Mitglied dieser geheimen Berathung antreffen."

„In welchem Falle ich Angesichts der Versammlung verlangen werde, daß der Herr Obrist die Gefälligkeit habe, die Binde von seinem kranken Auge zu entfernen," sagte Cruget. „Ich will endlich wissen, woran ich mit dem Manne bin — ob er wirklich ist, was er vorstellt, oder ob es der verfluchte Bösewicht Franz ist? Steht mir bei, Ihr Herren!"

„Das thun wir," erwiderte Dörpp, „und wenn er sich weigert, reiße ich sie ihm ab, denn ich bin sicher, daß er ein Betrüger und von den Franzosen besoldeter Spion ist."

Als die Stadtherren in den großen Audienzsaal traten, der zwar vieler seiner ehemaligen Zierrathen beraubt war, aber doch erhaben durch seine architektonische Schönheit blieb und einen imposanten Eindruck machte, sahen sie zu ihrem Erstaunen die meisten Offiziere der Besatzung um den Sessel des Gouverneurs versammelt.

Auf einem Tische vor dem Letzteren lag ein Plan der Stadt Heidelberg mit Kreide entworfen und ein offener Brief. An dem Tische saß ein Sekretär, vor ihm Tinte und Papier.

Die Offiziere waren die Hauptleute Heidbrecht,

und Cronstrom, sowie Obristleutenant Blitzenmon, welche auf der „Sternschanze“ das Commando führten, ferner Hauptmann von Flemming, Obrist Schönbeck und Hauptmann Wartensleben. Neben dem Gouverneur saß der ehrwürdige hochgeschätzte blinde Graf von Degenfeldt, Schwager des seligen Churfürsten Karl Ludwig, welcher sich als echter Patriot geweigert hatte die bedrängte Stadt zu verlassen. „Kann ich auch nicht mehr ihr Elend sehen, so kann ich es doch mit den Bürgern fühlen und in etwas meinen Rath ertheilen, denn das Alter macht erfahren,“ hatte der ehrwürdige Held gesprochen.

Heydersdorff, obwohl er dem Herrn stets äußerlich die höchste Ehrerbietung erwies, suchte des Greises Rath doch selten. Es mußte daher etwas sehr Dringendes sein, welches den stolzen Gouverneur genöthigt, den Grafen zu Rathe zu ziehen.

Heydersdorff blickte sich forschend im Saale um.

„Ich denke unsere Versammlung ist vollzählig. Man soll die Thüre schließen und bei Todesstrafe verbieten, daß die Wache Jemandem Eintritt gewähre, ehe wir auseinander gegangen sind.“

Einer der Offiziere begab sich hinaus, um den Befehl des Gouverneurs kund zu machen.

Als er zurückgekehrt war, redete Heydersdorff die Umstehenden folgendermaßen an:

„Meine Herren, eine sehr ernste Veranlassung hat mich gezwungen, Euch zu mir entbieten zu lassen, denn es handelt sich um ein höllisches Complot, das, ungeachtet unserer eifrigsten Ueberwachung, in dieser Stadt, gewissermaßen unter unsern Augen, geschmiedet worden und dessen Zweck nichts Geringeres ist, als die halbe Stadt in die Luft zu sprengen!"

Ein allgemeiner Ausruf der Bestürzung, des Unglaubens, war die Antwort auf diese Mittheilung.

„Ich sage, dieses Complot ist unter unsern Augen geschmiedet worden und spricht nicht sehr zu Gunsten der Wachsamkeit der Stadtbehörden, daß bis dato keine verdächtigen Symptome bemerkt worden sind. Wir Militärs haben unsere Aufmerksamkeit nach verschiedenen Richtungen zu vertheilen, auch auf die auswärtigen Bewegungen der Feinde zu achten; aber die Civilbehörden sind einzig auf die Bewachung der Stadt angewiesen. Nicht uns daher, sondern Euch, meine Herren Bürgermeister und Syndikus, wäre das Unglück zuzuschreiben, welches noch diese Stadt bedroht und welches uns im Schlaf überrascht hätte, wenn nicht eine höhere Fügung uns das Complot verrathen."

Des Bürgermeisters Wangen glühten, sein Auge blickte zornig den Gouverneur an.

„Herr General,“ sprach er mit fester Stimme, „der Vorwurf aus Eurem Munde trifft nicht die städtische Verwaltung, denn ich fordere diese Herren Offiziere auf, angesichts dieser ungerechten Anklage zu bezeugen, daß ich mehr als einmal Euerer Excellenz zu wissen that, es cursire viel falsche Münze in der Stadt und hielten sich verdächtige Individuen hier auf, die besser draußen wären als in unserm Heidelberg. Unter diese Verdächtigen zähle ich vornehmlich den fremden Obrist von Pullwitz. Ich habe wiederholt bei seinem Hause selbst in der Nacht Wache gestanden und gesehen, wie aus demselben vermummte Männer gingen, die unangehalten mittelst eines Passes das Thor der Stadt passirten und im Kapuzinerkloster verschwanden. Vergebens habe ich Euere Excellenz ersucht, das Haus des Obristen untersuchen zu lassen.“

„Weil dies eine Beleidigung gegen einen kaiserlichen Offizier de haute mérite gewesen wäre,“ sagte Heydersdorff scharf.

„Wenn er aber gar kein Offizier wäre, Excellenz, sondern ein gewandter, schlauer Bösewicht, ein verkleideter Goldschmied-Geselle, den wir Bürger vor dem Brande in den Thurm warfen von wegen seiner schlechten Streiche?“ sagte Cruget aufgeregt.

„Herr Bürgermeister, Ihr verliert den Kopf!“ erwiderte Heydersdorff zornig. „Für ähnliche Beleidigungen könnte der Herr Obrist blutige Genugthuung verlangen, wenn Ihr kein Bürgerlicher wäret, mit dem kein Adeliger sich im Zweikampfe rächt.“

„Aber ich bin von adeliger Geburt und noch dazu Offizier,“ nahm Obrist Dörpp das Wort, „ich bin bereit, so die Vermuthung des Bürgermeisters sich als falsch erweise, dem Fremden Genugthuung im Namen der Stadt zu leisten.“

„Und ich,“ setzte Alvendel hinzu, „spreche hiermit aus, daß ich die Ansicht und den Verdacht Crugets theile und darauf bestehe, daß der Fremde uns, dem gesammten Offiziercorps, seine Papiere vorlege und sich vollständig als Obrist legitimire. Bis dahin halte ich ihn für nichts Anderes als für einen von unsern Feinden besoldeten, von dem Prior des Kapuzinerklosters beschützten Spion.“

„Ich stimme Alvendel bei,“ erklärte der Graf Degenfeldt, „und verlange, daß sich der Fremde ausweise, was um so nothwendiger ist, da er sich hier ganz einheimisch gemacht hat und man ohne Vorsicht mit ihm verkehrt. Aber wir sind nicht heute berufen worden, um uns zu zanken, sondern damit wir Aufschluß über dieses Complot erhalten.“

„Ihr redet wie immer, weise und umsichtig, Graf," erwiderte Heydersdorff. „Ein ander Mal wollen wir die Sache des Obristen, meines Freundes, besprechen. Vernehmt daher: Von einem Bauernknaben, welcher Gemüse in der Stadt verkaufte und bereits wieder sich auf dem Heimwege befand, ist ein Brief gefunden worden, der unweit der Landstraße unter einem Baume lag. Der Knabe konnte nicht lesen, da er aber auf eine Belohnung rechnete, kehrte er schleunigst um und übergab den Brief unserm Postmeister. Stellet Euch dessen Erstaunen vor, meine Herren, als er die Adresse las und diese an den Stadtcommandanten von Landau lautete."

„An den französischen Commandanten?" rief Degenfeldt aus.

„So ist es. — Der Postmeister war so verständig, diesen Brief nicht nach Landau zu befördern, sondern laut unserer Erlaubniß als verdächtig das Schreiben zu erbrechen und nachdem er dessen Inhalt geprüft, mir auf der Stelle zu überbringen. Es war gestern Abend zu spät Euch zu berufen, meine Herren, zumal die Sache noch nicht so eilig ist. Herr Secretarius, leset das Schreiben vor, wir Alle verstehen französisch."

Der Secretarius erhob sich und las den Inhalt

des Schreibens mit vernehmlicher Stimme. Derselbe war jedoch nur kurz und that dem Commandanten von Landau zu wissen, daß Alles genau nach seiner Vorschrift geschehen, die Mine glücklich gegraben, das Pulver depositirt und die Lunte gerichtet sei. Bis zum bestimmten Tage, den 14. des kommenden Monats, werde die Mine explodiren und könnten die Franzosen die Verwirrung der Einwohner durch die Feuersbrunst benützen, um das Speyrerthor, das schwach besetzt sei, zu forciren und in die Stadt zu dringen. Zum Schlusse folgte die Bitte um weitere Geldsendungen zur Bezahlung der Mineurs und daß ein Bauer an dem Tage den vor der Stadt versteckt liegenden Truppen das Signal mittelst einer rothen Fahne vom Thurme geben werde, sobald die Explosion den erwünschten Erfolg gehabt.

Das Schreiben, obgleich in französischer Sprache abgefaßt, zeigte jedoch durch seinen Styl und seine mangelhafte Orthographie, daß es von einem Deutschen, oder einem Nichtfranzosen abgefaßt worden. Eine Unterschrift fehlte begreiflicher Weise.

Es wäre schwer, die Bestürzung beschreiben zu wollen, welche sich aller Anwesenden bei dieser Kunde bemächtigte. Eine tiefe Stille herrschte während einiger Minuten. Da fragte Heydersdorff in einem

spöttischen Tone und mit einem schadenfrohen Lächeln:

„Nun, mein Herr Bürgermeister, wer hat das Complot entdeckt und wer wird die Stadt vor einem zweiten Brande retten, die Civil- oder die fremde Militärmacht?“

„Die Stadt ist noch nicht gerettet, Gouverneur,“ sprach ernst der Graf, den der spöttische Ton unangenehm berührte. „Auch war es nicht Euer Verdienst, sondern Gottes Gnade, daß der Bauernknabe den Brief fand und von einer innern Stimme getrieben, den Brief an uns übergab, nicht heimnahm. Wir wissen aber daraus nur, daß binnen 14 Tagen die Mine explodiren soll. Wo soll dies stattfinden? Das ist die Hauptsache, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieses nicht eher dem Eifer unsers verständigen und getreuen Stadtrathes gelänge, als einer militärischen Haussuchung. Laßt uns zunächst vernehmen, welchen Plan Eure Excellenz bei der Nachsuchung zu verfolgen gedenkt?“

„Ich habe gar keinen Plan entworfen, denn der wäre höchst überflüssig. Hier liegt eine Karte von der Stadt; nach dieser werde ich sämmtliche Soldaten vertheilen und von Haus zu Haus gehen lassen,“ sagte Heydersdorff. „Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir binnen Tagen die Mine auf-

finden. Ihr werdet mir beistimmen, meine Herrn Offiziere?“

Aber von den Offizieren erfolgte keine Antwort; jeder blickte vor sich nieder.

„Nun, wißt Ihr etwas Besseres vorzuschlagen?“ fragte Heydersdorff herrisch.

„Man schweigt und ich entnehme aus diesem Schweigen, daß alle Anwesenden denken so wie ich,“ nahm Degenfeldt das Wort, da seine Stellung und sein Rang allein ihm erlaubte, dem Gouverneur entgegenzutreten. „Nach meiner Ansicht wäre es das Unweiseste, was man thun könnte, wenn man Allarm schlüge. Damit gewinnen wir nur, daß die Spione, oder Mineurs was dasselbe ist, sich bei Zeiten aus dem Staube machen und vorher die Lunde anzünden, ehe wir sie entdeckt haben.“

„Ich kann mich auf den Eifer meiner Soldaten und Offiziere verlassen, Herr Graf.“

„Auf Ihre Offiziere gewiß,“ erwiderte Degenfeldt unerschrocken und mit Würde, „denn ich halte Alle für Ehrenmänner. Aber ob sich nicht unter den besoldeten Truppen der Spion seine Verbündeten erkauft hat? Könnet Ihr so gewiß sein, daß nicht die Mine unter diesem Zimmer angelegt worden, um zunächst den Gouverneur von Heydersdorff sammt Besatzung in die Luft zu sprengen?

Wenn man so leichtgläubig fremden Leuten, wie dem Obersten Pullwitz, Eurem Astrologen, und auswärtigen Juden den Zutritt in das Schloß, sogar den Umgang in demselben gestattet, wie leider geschieht, so darf sich Niemand darüber wundern, mein General, wenn sich Einer Euer Vertrauen zu Nutze machte, um die Oertlichkeit zu erspähen. Ich sage daher, halten wir diese Entdeckung vollkommen geheim vor der Mannschaft, daß kein Wörtlein davon unters Volk komme und die Bösewichter gemahne. Uebergeben wir dagegen die Nachforschung gänzlich unserer städtischen Verwaltung, vornehmlich unserm würdigen Bürgermeister und mein ritterliches Wort zum Pfande, General, Ihr werdet es nie bereuen dürfen. Habe ich recht geredet, mein lieber Cruget? Oder seid Ihr anderer Ansicht, meine Herrn Militärs?"

„Wir sind im Gegentheil vollkommen mit Eurer Gnaden einverstanden," erwiderte Obrist Schönebeck. „Die Entdeckung eines solchen fein angelegten Bubenstücks kann nur denen gelingen, die jeden Winkel der Stadt kennen, wie Herr Cruget und sein Stadtrath. Wir Soldaten taugen mehr zum Draufschlagen, als einen so fein angelegten Plan aufzuspüren. Dagegen bin ich der Meinung, selbst wenn wir zeitig genug die Mine entdecken, daß wir

den Feinden den Streich spielen, das bestimmte Signal aufzuhissen, und ihnen sodann einen Empfang mit einigen Kanonenschüssen bereiten. Es ist nicht unmöglich, daß die Feinde einen unserer Leute im Wirthshause gewonnen haben, daher müssen wir Alle von dem Complote schweigen, den Eingang zum Schlosse aufs Strengste überwachen, selbst den Zutritt in den Schloßgarten bis zum 14. Jedem untersagen, dessen Treue wir nicht persönlich versichert sind. Ich wiederhole, daß wir Jedem den Eingang verbieten müssen, dem wir nicht unbedingt trauen können, und unter diese Letzteren gehört Obrist Pullwitz."

„Ich verlange, daß man bei diesem eine Ausnahme mache," sagte Heydersdorff. „Er ist mein Freund und seine einzige Erholung ist eine Promenade im Schloßgarten. Es wäre grausam, ihm, dem Leidenden, diese Freude blos auf einen leeren Verdacht hin zu verbieten."

„Euer Gnaden haben hier allein zu befehlen," erwiderte Schönbeck, „aber ich wiederhole meine Warnung. Während der kurzen Zeit findet er auch andere Promenaden, und da Euer Gnaden ihm die Ehre Eures Besuches gönnen, so wird die Entbehrung nicht allzu schmerzlicher Natur sein."

Heydersdorff erblaßte bei der Erwähnung seiner

Besuche. Er hatte gehofft, daß diese, da sie meistens bei der Nacht stattfanden, ein Geheimniß vor seinen Offizieren bleiben würden. Graf Degenfeldt aber drang so bestimmt darauf, daß auch Pullwitz von dem Eintritte in den Garten ausgeschlossen werde, daß Heydersdorff nachgeben mußte, um die Offiziere nicht noch mehr gegen sich aufzubringen. Mit verbissenem Zorn wandte er sich an Cruget und fragte, ob er die alleinige Verantwortung zu übernehmen sich getraue?

„Ja," erwiderte Cruget entschlossen, „denn ich will suchen Eurer Gnaden zu beweisen, daß ich weder ein saumseliger, noch ein unnützer Mann bin, sondern mein Amt allzeit redlich verwaltet habe. Aber ich übernehme den Auftrag nur unter zwei Bedingungen."

„Wir sind nicht gewohnt, daß man einem kaiserlichen General Bedingungen vorschreibe, Herr Bürgermeister. Ihr vergeßt, daß ich in dieser Stadt die regierende Gewalt vertrete."

„Ich vergesse es nicht, Euer Gnaden, wir Bürger werden durch immer neue Steuern und das übermüthige Benehmen Eurer Soldaten zur Genüge daran gemahnt, daß wir unter einem schweren Drucke stehen! Uebrigens stelle ich es Eurer Gnaden anheim, wollt Ihr meine Bedingungen nicht

anhören, so lege ich heute noch mein Amt nieder und verlasse die Stadt."

„Nach Belieben," erwiderte Heydersdorff gleichgültig, „aber Ihr werdet es nicht so leicht finden, eine Reise ohne Anstoß zu machen. Die Feinde sind nicht so weit von dieser Stadt und selbst die deutsche Armee möchte Euch das Weiterreisen verweigern."

„Nicht, wenn ich mit einem Passe von dem Gouverneur und Commandanten versehen bin. Gott sei Dank, ich bin reich genug um einen zu kaufen, wie es Andere gethan haben und wie es in unserer Stadt Sitte geworden. Unter unserem guten Landesherrn konnte jeder redliche Mann ohne einen Paß reisen, jedenfalls ohne ihn mit schwerem Gelde zu kaufen."

„Das geht zu weit!" schrie Heydersdorff außer sich vor Zorn. „Beim Himmel! Was hält mich ab, Euch in dem Thurm zu werfen!"

„Das wäre Wahnsinn, General!" rief Degenfeldt, sich von seinem Sessel erhebend und mit imponirender Haltung sich zu dem Gouverneur wendend. „Ist dies ein Augenblick um sich unter einander zu bekriegen? Habt Ihr vergessen, daß eine Mine unter unsern Füßen liegt, die in jedem Augenblick uns Alle in die Luft sprengen kann? Herr

General, Euch wurde befohlen diese Stadt und dieses Schloß zu wahren, und es ist Eure heilige Pflicht, den Mann nicht zu beleidigen, der allein Eure Ehre retten kann und will.“

„Meine Ehre! Wer wagt dieselbe anzutasten?“ fragte Heydersdorff.

„Bis jetzt Niemand. Aber wenn es so weit käme, daß wir der Explosion nicht vorbeugen, dann General, wird Seine kaiserliche Majestät Eurer Ehre nicht schonen, sondern Euch allein die Schuld geben. Ich rathe daher wohlmeinend, willigt in die Wünsche des Bürgermeisters ein, höret diese wenigstens vorher an. Sind sie unbillig, dann werde auch ich sie nicht billigen.“

„Ich verlange nur, daß erstens der Herr Gouverneur vor dieser Versammlung sein heiliges Ritterwort verpfände, mit keiner Silbe diesen aufgefundenen Brief gegen Obrist Pullwitz zu erwähnen. Zweitens verlange ich, daß der Gouverneur mir einen schriftlichen Verhaftsbefehl ausstelle, dessen ich mich in einem Nothfalle bedienen darf, und worin den Soldaten befohlen wird mir blindlings zu gehorchen, so ich Hülfe requirire.“

„Ich finde, daß Cruget nichts verlangt, was ungebührend oder respectwidrig gegen Eure Gnaden

wäre," sprach Degenfeldt, „und bitte Euch einzuwilligen."

„Wir Alle finden die Wünsche den ungewöhnlichen Umständen gemäß," bestätigte Schönbeck, worauf alle andern Offiziere einstimmten.

„Ich sehe, Ihr habt Euch sämmtlich gegen mich mit dem Bürgermeister verbündet," erwiderte bitter der General. „Ich werde aber meine Revanche nehmen und zwar indem ich Euerem Verlangen willfahre. Ich bin überzeugt, daß die Mine in dieser Weise nicht aufgefunden wird, und daß alsdann des Bürgermeisters Frechheit genugsam bestraft werden wird. Was mich betrifft, so werde ich sofort Anstalten treffen, Alles, was ich von Werthsachen besitze, aus der Stadt bringen zu lassen. Mag alsdann die halbe Stadt in Trümmern liegen, ich will nicht unter dem Trotze der Stadtherren Schaden erleiden."

„Herr General, gebt mir acht Tage Zeit zu meinen Recherchen," bat Cruget. „Habe ich bis dahin nichts entdeckt, dann versucht es mit den Soldaten. Von Herzen gönne ich Euch den Ruhm, meine liebe Vaterstadt gerettet zu haben. Lieber will ich mit Spott und Hohn aus dem Thore gewiesen werden, als daß ich ein solches Elend über diese Stadt kommen sehe. Nicht um Euch einen

ungebührenden Trotz zu zeigen, bat ich mir die Sache zu überlassen, sondern weil eine innere Stimme mich lange auf eine Bosheit vorbereitet hat, die sich in finsterer Nacht ausspinnt. Ich kenne Leute unter den Bürgern, denen jeder Winkel bekannt ist, die sonst kein ehrlicher Fuß betritt, und hoffe, daß ich reussiren werde, wenn Euer Gnaden mir beistehen und nach Kräften mich unterstützen."

Cruget sprach mit Würde, aber bescheiden und ehrerbietig, so daß seine Rede auch die Aufregung Heydersdorff's etwas besänftigte.

„Gut, ich willige in Eure Bedingungen ein," sprach er nach einer Pause, „Ihr sollt die Ordre schriftlich erhalten, ebenso verpflichte ich mich bei meinem Ritterwort, tiefes Schweigen gegen Pullwitz zu beobachten. Wenn Euch aber meine Huld lieb ist, hütet Euch vor jeder Beleidigung gegen den Obristen."

„Ihr werdet aber unwiderlegbare Beweise seiner Schuld anerkennen, General?" fragte Alvendel. „Auch dieser Punkt muß vorher festgestellt werden."

„Es sei, aber nur wenn bewiesen wird, daß er das ist, wofür Ihr ihn ausgebt, meine Herren, nämlich für einen Betrüger und Spion. Ich glaube

dieses versprechen zu können, denn mein Vertrauen zu dem Obrist steht noch unerschütterlich fest."

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß ich mich täusche," erwiderte Cruget, „denn ich ebenfalls habe ihn bis vor Kurzem für das gehalten, für was er sich ausgiebt. Noch heute werde ich wissen, ob das arme Weib mit ihrem Kinde noch lebe, verspreche aber, um Eurer Gnaden willen den Obristen so viel es möglich ist zu schonen."

„Wenn ich richtig vernommen, gab Trina ihn für ihren Gatten aus," sagte Degenfeldt.

„Das ist eine Lüge oder bei einer Wahnsinnigen eine fixe Idee," sagte Heydersdorff. „Thatsache ist, daß sie seine Geliebte war und von ihm wegen Untreue verstoßen wurde. Der Obrist selbst hat mir dieses eingestanden, daher verbot ich weitere Schritte gegen ihn. Sie soll das Kind von dem jungen Carmer haben und möchte dasselbe als das Kind des Obristen gelten lassen."

„So wahr ich kurfürstlicher Offizier bin und noch keine Lüge meine Lippen entweiht haben, so ist diese Anklage unwahr, General," rief Dörpp aus. „Ich kenne die Verhältnisse Trina's genau; ihr Vater ist arm, aber ein Ehrenmann, und seine Tochter mag sich täuschen, sie ist aber niemals die Geliebte des Obristen gewesen. Sie wurde in der

Heiligen-Geistkirche dem Schurken von Goldarbeiter angetraut und hat bisher in Kummer und Jammer gelebt. Es sind jetzt vier Jahre her, der junge Carmer aber kehrte von Frankreich erst nach ihrer Hochzeit zurück und Trina lebte bei ihrem Manne sehr zurückgezogen."

„Aus dem Taufregister kann ich beweisen, daß der Knabe genau zehn Monate nach der Hochzeit geboren," setzte Cruget hinzu.

„Ihr wollt also damit behaupten, der Obrist sei —"

„Jener Goldarbeiter und entlaufene Bösewicht, der in dem Sündensolde Melac's stand," ergänzte Cruget mit fester Stimme.

„Ich muß andere Beweise haben, ehe ich an dieses Märchen glaube," bemerkte Heydersdorff lächelnd. „Nun, Eurem Scharfsinn gelingt es vielleicht, den Schleier von dem Geheimnisse zu lüften, und einen Betrüger würde ich nicht beschützen."

„Alsdann verzeiht Ihr mir, Euer Gnaden?" sagte Cruget.

„Noch mehr; ich und der Kaiser sind Euch Dank schuldig," erwiderte der Gouverneur mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit. „Gebt mir Papier, Ihr sollt sofort den Verhaftsbefehl in Empfang nehmen."

Der Secretarius legte das Verlangte vor dem Gouverneur hin, welcher rasch einige Zeilen niederschrieb, dann sein Siegel unter der Schrift aufdrücken ließ.

„Nehmt,“ sprach er freundlicher als bisher. „Bedenkt, daß Ihr eine schwere Verantwortung auf Euch geladen habt, Herr Bürgermeister. Entweder die Sache gelingt Euch, oder Ihr verlasset Zeitlebens die Stadt!“

„Einverstanden,“ erwiderte Cruget; „ich vertraue auf Gott, der die Bosheit entlarven und zugleich unsere arme Trina rächen wird.“

Der Gouverneur empfahl schließlich noch allen Offizieren und seinem Schreiber tiefes Schweigen, dann ging die Versammlung auseinander.

Heydersdorff hatte zwar die Herren mit lächelnder Lippe und allen Zeichen der Zufriedenheit entlassen, aber kaum sah er sich allein in dem großen Prachtsaale, als das huldvolle Lächeln verschwand, seine Augenbrauen sich finster zusammenzogen und sein Gesicht Zorn, Verdruß und Aengstlichkeit ausdrückte. Ingrimmig ballte er die derbe Rechte.

„Ich sollte hier allein gebietender Herr sein und bin es doch nur dem Scheine nach,“ dachte er, „diese Bürger legen mir überall Hindernisse in den

Weg und lauern mir Tag und Nacht auf. Sogar meine Offiziere stehen wider mich und halten sich zu der Partei der Bürger. Muß jetzt dieser verfluchte Bürgermeister auch noch gegen Pullwitz agitiren, will ihn als einen Spion verhaften lassen. Alsdann bleibt mir nur von zwei Uebeln die Wahl, entweder: den Mann heimlich entkommen zu lassen, wodurch ich mir einen ernsten Verweis aus dem Hauptquartier zuziehe, vielleicht gar meines Amtes entsetzt werde! Oder ich gebe Pullwitz dem Zorn der Bürger hin, dann verräth mich der Mann und ich kann mit Ehren mich nicht mehr in der Stadt blicken lassen! Was thun? Welches Uebel erwählen?"

Er versank längere Zeit in Nachdenken, endlich zuckte ein schadenfrohes Lächeln über sein finsteres Gesicht.

„Ha! Es giebt noch einen dritten Ausweg. Ich habe zwar gelobt, dem Obristen nichts von dem aufgefundenen Brief zu entdecken, aber ich habe nicht gelobt ihn nicht zu warnen. Das kann durch den Capuzinerprior geschehen; unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses darf ich es dem Mönche vertrauen. Der wird schon Mittel und Wege finden, den Bedrohten heimlich zu entfernen. Noch heute gehe ich in's Kloster. Pullwitz selbst muß

bis zum 14. die Stadt verlassen haben, wenn ich es nicht mit dieser Bürgercanaille und mit meinen Offizieren ganz verderben will. Pullwitz darf keinem Verhöre unterworfen werden, koste es, was es wolle, er soll mich nicht verrathen."

## Sechstes Capitel.

### Der Bürgermeister als Spion. — Die Conspiratoren.

---

Wenig ahnte der Obrist, daß, während er seinen Vertrauten heiter zechend im Ritter wähnte, in diesem eine für ihn selbst so gefährliche moralische Revolution vorging. In dem behaglichen Wohnzimmer des Landhauses ging es eben so lustig zu, als bei den Soldaten im Ritter, und als die guten Bürger von Heidelberg glaubten. Der Hausherr, in einem reichen, bequemen Negligée von großgeblümtem Damastzeuge, saß vor dem Tische in Gesellschaft von drei, als Bauern verkleideten Männern. Die vielen leeren Weinkrüge und Flaschen mit fremden Weinen, sowie eine mächtige Schüssel mit Wildprat und italienischen Macaroni, dazu Südfrüchte und Eingemachtes in schönen Krystallplatten, sagten zur Genüge, auch ohne daß man die erhitzten Gesichter, die belebten Blicke sah, daß die Gäste tüchtig

zugegriffen hatten. Zugleich kündete ihr Lachen, ihre lauten Scherze an, daß sie sich völlig vor jeder unverhofften Ueberraschung oder jedem unwillkommenen Besuche sicher hielten. Wer sollte sie auch überraschen; war doch Peter, nachdem er das Mahl aufgetragen und die Krüge gefüllt, in's Wirthshaus gesandt worden, um dort von der tiefen Betrübniß seines Herrn über das dunkle Geschick der armen Trina zu reden. Zur weiteren Vorsicht hatte der Hausherr den Diener fortgeschickt und die Thüre verschlossen; der Schlüssel lag neben seinem Teller auf dem Tische. Die hölzernen Läden waren fest geschlossen und zur ferneren Vorsicht noch die dichten, dunkeln Vorhänge herabgelassen. Es war auch für das schärfste Auge unmöglich, von Außen einen Lichtschimmer zu erblicken. An das allsehende Auge Gottes dachte Keiner von den Zechern am Tische. Aber es gab doch in dieser stillen Stunde ein menschliches Auge, welches das Kleeblatt beobachtete, ein menschliches Ohr, das mit fieberhafter Spannung jedes Wort belauschte, als hänge das Leben davon ab, daß keine Silbe ihm entgehe.

Der argwöhnische Hausherr hatte zwar die Hausthüre geschlossen, aber nicht darangedacht, die Küche zu besichtigen; er würde bemerkt haben, daß Peter, um den Rauch abziehen zu lassen, das Fenster

geöffnet, dasselbe jedoch zu schließen versäumt hatte. Da jedoch die Küche im hinteren Theile des Hauses lag und das Fenster nur eine Manneshöhe vom Boden entfernt war, so dürfen wir annehmen, daß Peter die Gewohnheit hatte, hie und da dasselbe zu einem heimlichen Ausgange zu benutzen, denn nur wenige Schritte davon stand die verlassene Hundehütte, welche trefflich zum Aus- und Einsteigen dienen konnte. Pulwitz hatte dieselbe von der Fronte des Hauses entfernen lassen, damit er nicht von der Wuth des Kettenhundes bei seinem jedesmaligen Erscheinen bedroht werde. Diese Hütte hatte ein Mann benützt, der schon seit der Dämmerung im Walde, in der Nähe des Hauses, gelegen und gespannt das letztere beobachtet hatte. Somit war ihm Peters Abzug nicht entgangen, sowie auch, daß das Küchenfenster offen geblieben war. Vorsichtig im Schatten sich heranschleichend, war er glücklich ohne Störung vor dem Hause angelangt, er erkletterte die Hütte, nachdem er sie etwas vorgerückt, und blickte einige Minuten lang in das Innere der Küche. Da Alles still blieb, stieg er vollends hinein. Hier wandte er sich aber noch einmal um, und schaute hinaus in den Wald. Eine zweite männliche Gestalt wurde sichtbar und trat jetzt hinter zwei Tannenbäumen hervor, und ließ

etwas Weißes flattern. Im nächsten Augenblick aber war der Mann verschwunden. Derjenige, welcher in der Küche stand, nickte mit dem Kopfe, der mit einem breitkrämpigen Basthute bedeckt war, wie sie die Schiffer und Fischer tragen.

„Ist gut, der Hannes hält scharfe Wacht," sagte der Fremde leise vor sich hin. „Diese Verbündete wird ihn schnell herbeirufen, wenn es mir an die Kehle geht;" dabei zog er eine Pistole unter dem Mantel hervor und spannte den Hahn. „So, das wäre in Ordnung; jetzt der schweren Schuhe entledigt und zum Fenster hinaus damit, sie könnten mich sonst durch ihr Knarren verrathen."

Nach diesen Vorsichtsmaßregeln verließ der Eindringling die Küche; der Mond beleuchtete die Thüre, welche nur angelehnt, nicht verriegelt war. Am Fuß der Treppe hielt er still — ein lautes Gelächter ließ sich von Oben vernehmen. „Gut, die Vögel sitzen beim Weine, da hören sie mich nicht. Vorwärts, alter Cruget! Ich hätte nie gedacht, daß ich — ein gut reformirter Christ — einmal Spion werden und wie die Jesuiten denken würde: »Der Zweck heiligt die Mittel«. Mein Zweck ist auch ein heiliger; es gilt, herauszufinden, was die Bösewichter dort oben gegen unsere schöne Stadt aushecken! Steh' mir bei, lieber Herrgott, und schlage die Teufel

da droben mit Taubheit und Blindheit, daß sie mich weder sehen noch hören."

Nach diesem kurzen Gebete bestieg Cruget vorsichtig die Treppe und gelangte auf den schmalen Vorplatz, der eben groß genug war, daß zwei Männer bequem stehen konnten. Martha hatte den spärlich zugemessenen Raum möglichst umsichtig eingetheilt. Wie es damals häufig in den Bürgerhäusern Mode war, befand sich auch hier ein kleines Guckfensterchen, das neben der Thüre in der Wand angebracht und das gewöhnlich durch einen kleinen Vorhang oder mit einem Holzladen, der nach Innen ging, verdeckt wurde. Es wäre nun schlimm für unsern Spion gewesen, wenn der Hausherr den hölzernen Laden vorgeschoben hätte; glücklicher Weise aber war das Fenster offen und nur die Gardine heruntergelassen. Diese hatte sich an der einen Ecke nicht völlig geschlossen und mußte sich durch einen Zufall etwas verschoben haben, so daß ein Licht von Innen hinausschien. Es war zwar nur eine kaum bemerkbare Spalte, sie genügte jedoch, um dem spähenden Bürgermeister einen deutlichen Ueberblick des Gemaches und der Gäste zu gewähren. Diese hatten ihre Teller bei Seite geschoben, und zählten emsig an einem ziemlich bedeutenden Haufen glänzender Münze, den sie in

drei Theile theilten, welche von einander abgesondert lagen. Der Obrist, welcher augenblicklich keine Binde trug, prüfte vermittelst einer Lupe auf das Genaueste das Gepräge eines Geldstückes und legte es sodann auf eine kleine Goldwage, die vor ihm stand.

„Ich bin zufriedener mit diesem Fabricat als mit dem letzten," sagte der Obrist laut; hoffentlich werden wir das Geld ohne Anstoß in Umlauf bringen können. Neuerdings sind die Bürger und Kaufleute bedenklich geworden. Peter sagte mir, er habe zweimal einen falschen Thaler umtauschen müssen, weil die Kaufleute das falsche Geld nicht annehmen wollten."

„Sobald sich der Verdacht stärker regt, oder eine Entdeckung droht, müssen wir unser Terrain verändern," bemerkte einer der als Bauern verkleideten Männer. „Mich gelüstet es keineswegs, lebenslänglich auf die Galeere oder ins Zuchthaus zu kommen. Seid nicht allzuwaghalsig, Pullwitz; gebt lieber Eure Pläne in Betreff des schmucken Goldschmiedstöchterlein auf, und suchet bei Zeiten das Weite. Es sind jetzt überall gute Aussichten für uns Falschmünzer, denn im Kriege ist es schwer, die Thäter zu entdecken. Was meint Ihr zu einer Reise nach Holland? Es würde nicht auffallen, wenn

Ihr Geschäfte vorschützet; von Heydersdorff bekommen wir Pässe auf einen beliebigen Namen, wenn wir ihn gut bezahlen, aber nur mit gutem Gelde; der Fuchs nimmt kein falsches, er läßt nur gutwillig zu, daß die Bürgercanaille betrogen wird. Wie steht es mit dem Bürgermeister? Seid Ihr gewiß, daß der nicht mißtrauisch wird? Wäre es nicht gut, wenn Ihr ihm ein freundschaftliches Geschenk spendetet, um ihm den Mund zu schließen?"

„Nein, nein, damit käme ich schlecht an," erwiderte der Obrist. „Bestechen läßt sich Cruget nicht, aber das ist gar nicht nöthig, denn das Pulver hat er nicht erfunden und würde daher auch nicht unsere Geldquelle aufspüren. Es sind gutmüthige Geschöpfe diese Beamten und glauben unbedingt Alles, was ein Fremder ihnen vorschwatzt. Mit einem Trunk guten Ungarweines verbinde ich mir den Cruget mit Leib und Seele; der einfältige Mensch hält mich für einen Engel, wenigstens für die beste Seele, die je Uniform getragen hat."

„Desto besser," sagte lachend ein Zweiter, aber sollte er noch eben so denken seit der Geschichte mit der Wahnsinnigen? Es ist fatal, daß das Weib Euch aufsuchte und von Eurem Hause nicht wieder zurückkehrte. Habt Ihr keine Idee, wo sie geblieben ist?"

„Nicht die entfernteste Vermuthung. Peter verließ sie halbwegs von der Stadt; ich habe ihn gehörig ausgescholten, weil er das Weib nicht bis zu Hammers brachte und sicher ablieferte. Aber laßt uns bei unseren Geschäften bleiben. Vor dem Vierzehnten kann ich mich nicht von Heidelberg entfernen, wie Ihr wißt, mein Accord mit den Franzosen zwingt mich dazu; aber dann stelle ich mich Euch zur Verfügung. Ich werde meinen Paß vorher besorgen, Alles einpacken und brauche alsdann, wenn die Geschichte losgeht, nur aus der Stadt zu flüchten. Hoffentlich gelingt unser Vorhaben. Spurlos verschwinde ich, wie ich gekommen bin, aber ich habe mich alsdann gerächt für den Schimpf, den mir die Carmer's und dieses Volk angethan haben."

„Die Dirne werdet Ihr doch nicht mit Euch nehmen können, das würde Niemand leiden."

„Ich will sie auch nicht – aber sie soll Carmer, dem verhaßten Buben, auch nicht zu Theil werden, das habe ich geschworen, und ihn will ich am Galgen baumeln sehen, ehe ich abreise."

„Das möchte Euch schwer gelingen; im Grunde würde mich der brave Mensch dauern. Pullwitz! Redlich gestanden, gehörten wir alle hier Anwesenden weit eher an den Galgen, als er."

„Wenn ich neben ihm hinge, würde es mich auch nicht grämen, denn sterben muß man doch einmal; dann ist es einerlei, ob am Galgen oder im Bette. Wenn es einen Teufel giebt, wie es uns die Pfaffen vorschwatzen, der die Seelen der Unbußfertigen in die Hölle abholt — so mag es geschehen — aber zuerst will ich mich rächen für Alles, was ich erdulden mußte, und dazu habe ich bereits Schritte gethan, die zum erstrebten Ziele führen werden. Ich habe den jungen Carmer bei dem Gouverneur als Hauptfalschmünzer angegeben, desgleichen den Verdacht gegen ihn unter den Offizieren und Beamten angeregt. Bei der ersten Gelegenheit, wo Carmer oder seine Angehörigen einen Thaler von dem falschen Gelde ausgeben, welches ich ihm im Namen des Prinzen zugestellt habe, soll er verhaftet und Haussuchung bei ihm angestellt werden. Man muß dann nicht nur das Geld finden, sondern auch die Stempel, die ich bei ihm versteckt habe."

„Was? auch Stempel? Wie war es möglich, ohne daß es Carmer bemerkte?"

„O, der Teufel stand mir bei," erwiderte Pullwitz mit einem höhnischen Lachen. „Der gutmüthige Gimpel nahm meine Schmeicheleien und meine Freundschaftsversicherungen für ächte Münze

auf, und erwies mir das Vertrauen, mich eines Tages allein in seinem Arbeitszimmer zu lassen. Der Schlüssel zu seinem altväterischen Secretair steckte zufällig; es brauchte nur einige Augenblicke, um meinen Schatz aus der Tasche zu ziehen und in dem Secretair zu verbergen. Ihr seht, mein Plan ist fein gesponnen, Freunde!"

„Ja, wahrhaftig! Ihr könntet der König unter den Schelmen sein. Und wie verteufelt gewandt Ihr den Cavalier und den verwundeten Obristen spielt! Einen Becher Wein auf Eure Gesundheit und auf das Gelingen unseres Stückchens!"

„Bleibt nur noch eine kleine Weile nüchtern," sagte der Obrist. „Wir müssen noch bestimmen, wer den Plan ausführen und zuletzt am Platze bleiben soll. Es ist ausbedungen, daß wir fleißig nachsehen, und genau vierundzwanzig Stunden vorher, ehe die Lunte das Pulver erreicht, Nachricht geben. Mich kennt man zu gut in der ganzen Stadt, als daß ich es wagen dürfte, mich in der Nähe des Platzes zu zeigen. Einer von Euch muß es übernehmen. Dafür erhält Derjenige von Euch ein Dritttheil der ausbedungenen Belohnung, wir Andern — weniger." Auf diese Rede trat eine kurze Pause ein. Keiner schien geneigt, den Vorschlag anzunehmen.

„Das ist eine gefährliche Sache," meinte Einer. „Man kann leicht entdeckt werden — das Leben ist mehr werth als Geld, Obrist."

„Einer muß es doch thun," sagte Pullwitz; „wir wollen deswegen loosen."

„Einverstanden! Aber unter der Bedingung, daß Ihr unter den Loosenden seid," hieß es.

„Nun, wenn Ihr darauf besteht, so sei es; als guter Kamerad muß ich auch die Gefahr theilen." Er stand bei diesen Worten auf und holte von einem Nebentischchen eine schöne Blumenvase herbei. „Hier sind drei weiße und ein schwarzer Würfel," sprach er, warf sie in den Becher und schüttelte sie untereinander. „Ein Jeder holt mit fest verbundenen Augen sich einen Würfel heraus; wer den schwarzen bekommt, muß bleiben, die Anderen verlassen vorher die Stadt. Wen der Teufel am Liebsten hat, dem schiebt er den schwarzen Stein zu."

Die Männer verbanden sich die Augen mit Tüchern, dann zog Jeder seinen Stein aus der Vase. Auf das Commando des Obristen wurde die Binde entfernt und Jeder blickte mit Spannung auf den ihm zugefallenen Würfel.

Der Bürgermeister athmete kaum vor Spannung, bis er die Entscheidung vernahm.

„Obrist, Ihr habt den schwarzen, also das

große Ehrenloos gezogen," sprach Einer der Männer. „Wünsche Glück dazu! Ihr seid überall der Erste auf dem Kampfplatze, wo es zu wagen, zu gewinnen oder zu verlieren gilt."

„Die Ehre hätte ich Jedem von Euch lieber gegönnt, als mir," lautete die Antwort. Das heisere Lachen, womit er seine Worte begleitete, zeigte, daß seine Versicherung kein leerer Scherz, sondern bitterer Ernst war. „Da ich nun aber erwählt bin," setzte der Obrist hinzu, „so sorgt Ihr mir für einen passenden Anzug. Hier darf ich keinen besorgen lassen, auch wüßte ich keinen Landmann, der mir für Geld einen solchen abtreten würde."

„Wir werden dafür sorgen. Damit wir uns aber erkennen, gebt das Losungswort und laßt uns ein Erkennungszeichen feststellen."

„Für die Bauerntracht geziemt sich kein anderes Abzeichen als etwa ein Trauerflor um den rechten Aermel," sagte Pullwitz. „Das Losungswort sei: Victoire et vengeance."

„In Trauer sind aber viele Bauern — —"

„Allerdings; ich denke, eine kleine schwarze Schleife im Knopfloche dürfte nicht auffallen."

„Und das Signal?"

„Dafür ist gesorgt. Peter hat einen der polnischen Soldaten, einen echten Gauner, gewonnen;

sie cantonniren am Speyrer Thor. Dieser wird Sorge tragen, daß die Wache die Franzosen nicht bemerkt und keinen Allarm schlägt. Damit wären — denke ich — sämmtliche Geschäfte erledigt und können wir es wagen, dem Wein wieder tüchtig zuzusetzen. Wir trinken auf ein fröhliches Wiedersehen in Frankfurt, dem Orte unserer Zusammenkunft."

„Bei dem Trinken muß ein Spiel gemacht werden!" riefen die Männer, und sogleich ging der Obrist, um die Karten herbeizuschaffen.

Der Lauscher an dem Fensterchen hätte gerne noch länger gezaudert, in der Hoffnung, eine Aufklärung über den nur unklar angedeuteten Plan zu erhalten; da er jedoch sah, daß sich Alle eifrig mit dem Einschenken beschäftigten, und befürchtete, daß ein Zufall ihn leicht verrathen könne, so verließ er ebenso leise wie er gekommen war, seinen Lauscherposten und gelangte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, bis zur offenen Küche. Durch das Fenster schaute ein kräftiges, gebräuntes Antlitz herein.

„Gott sei gepriesen, daß Ihr endlich kommt, Cruget," sagte der Mann. „Schon war ich im Begriffe, Euch nachzugehen, weil ich befürchtete, es

möchte Euch etwas zugestoßen sein, daß man Euch etwa geknebelt hätte, Freundchen."

„Nein, es ist Alles gut gegangen; aber jetzt seid mir behülflich, rasch aus diesem Hause zu kommen. Gebt mir Euern Arm, daß ich nicht falle, ich bin an solche Reisen nicht gewöhnt, Freund Hannes!"

Der Verbündete leistete gute Hülfe, und bald befanden sich Beide wieder in ihrem Versteck unter den Tannen.

„Hier laßt mich ein wenig ausruhen und meine Gedanken sammeln, Hans," sagte Cruget, wobei er sich auf den Boden warf. „Ich bin noch ganz perplex im Gehirn, sage ich Euch, von Allem, was ich vernommen."

„Also war's richtig? Sind Leute oben?"

„Richtig genug! Vier Spitzbuben beisammen, wahre Galgenvögel; aber der Schlimmste war der Obrist."

„Habt Ihr ihn nicht näher beobachten können?"

„Nicht so genau, ich sah aber, daß er keine Binde trug, und seine falschen Blicke so ähnlich denen des Franz waren, wie ein Ei dem andern. Wenn ich nur klug aus den Reden werden könnte! Sie führen Etwas im Schilde, irgend eine Teufelei gegen die Stadt und den armen Johannes Carmer.

Ich habe nur klar verstanden, daß sie Falschmünzer und Spione sind; was sie sonst vorhaben, ist mir ein Räthsel."

„Das ist zu bedauern, daß Ihr nicht deutlicher hörtet."

„Deutlicher hörtet! — Ei, mir ist keine Silbe verloren gegangen; sie schwatzten so laut, als ob sie auf einer öden Insel wären; aber sie gaben nur unbestimmte Andeutungen. Uebrigens hat es noch Zeit. Die Teufelei soll vor dem Vierzehnten des nächsten Monats nicht beginnen. Bis dahin sind es noch siebzehn Tage, und ich hoffe, ehe diese verflossen sind, im Klaren zu sein."

„Von der Trina vernahmt Ihr nichts?"

„Nein. Der Obrist scheint seinen Verbündeten nicht unbedingt zu vertrauen."

„Ich bin überzeugt, daß sie noch im Hause ist; aber Freund Cruget, hier dürfen wir nicht länger verweilen. Der Peter muß bald heimkehren, und könnte uns begegnen. Wir wollen nicht hinunter auf die Straße, sondern zwischen den Bäumen uns noch eine Strecke durchschleichen. Wenn wir später dem Peter oder sonst Jemandem in der Nähe der Stadt begegnen, ist's nicht so auffällig."

„Ja, ja, — und wenn noch Licht im Ritter ist, kehren wir ein halbes Stündchen ein," sagte Cruget. „Ich bin noch zu aufgeregt, um nach Hause zu gehen; meine Else würde Alles aus mir herauslocken, und den besten Weibern darf man nichts anvertrauen, was verschwiegen bleiben soll. Ich habe ihr vorgeredet, ich sei zu Euch — Hannes; Gott verzeih' mir die Lüge!"

Langsam schritten sie vorwärts, sich im Schatten der Bäume haltend. Es war gut, daß sie so vorsichtig waren, sonst würden sie unfehlbar auf Peter gestoßen sein. Von Oben sahen sie ihn vorbeipassiren; dann erst suchten sie auch die offene Straße nach der Stadt zu gewinnen. Zu Cruget's großem Troste fanden sie das Wirthshaus noch offen, und bei dem Wirthe einen herzlichen Empfang, obgleich er sich sehr wunderte, gegen Mitternacht noch einen Besuch von dem Bürgermeister zu erhalten, welcher sonst um diese Zeit behaglich in seinem großen Himmelbette zu liegen pflegte. Wir wollen die drei Männer, welche bei einem Kruge Wein noch eine Zeitlang im eifrigen Gespräche beisammensitzen, nicht belauschen. Was in dieser Stunde verabredet wurde, werden wir bald erfahren, denn daß der verständige und brave Gastwirth in das Geheimniß ein-

geweiht wurde, brauchen wir kaum noch zu bemerken. Cruget baute nicht nur auf dessen Verschwiegenheit, sondern auch auf seine thätige Mitwirkung zur Enthüllung des gefährlichen Geheimnisses.

## Siebentes Capitel.

### Die lebendig Begrabenen. — Schuld und Reue.

---

Am folgenden Morgen verließen die Verbündeten des Obristen nach einer durchzechten Nacht mit Tagesgrauen das Landhaus. Ein jeder trug in der Hand einen Korb, in welchem sich Kohlköpfe und andere grüne Waare befanden. Peter war nicht wie gewöhnlich mit heiterer Miene bei seinem Herrn eingetreten, der, wie gewöhnlich, bei verschlossener Thür seine Morgentoilette vornahm, ein Umstand, der erst nach der Erzählung des Wirths dem Diener verdächtig erschien. Hätte er einen Blick durch die Thür werfen können, würde er sich nicht wenig verwundert haben über Manches, was dort vorging. Unter dem Bette stand eine eiserne Kiste, zu der der Obrist sorgfältig den Schlüssel verborgen hielt und die nicht allein Geld enthielt, son-

dern verschiedenartige Kleidungsstücke, die sich eher zu einer Maskerade eigneten, als zur Toilette eines Offiziers. Peter war keineswegs, wie wir wissen, ein Ideal von Moralität oder makelloser Vortrefflichkeit; die Neugierde hatte daher sich oftmals geregt, auch die Begierde den Inhalt der Kiste in Augenschein zu nehmen, aber seit den zwei Jahren, welche er bei dem Obrist diente, war ihm diese Freude nie zu Theil geworden, denn wenn Pullwitz in die Stadt ging, schloß er sein Schlafgemach sorgfältig ab, wodurch jeder Zutritt sich von selbst verbot.

Der Obrist bemerkte zugleich, als Peter im Wohnzimmer sein Frühstück auftrug, das in Chocolade bestand, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein müsse. Er sah den Vertrauten forschend an, worauf dieser in einem ernsten Tone sagte:

„Herr Obrist, ich habe zwei schlimme Botschaften mitzutheilen, erstlich, daß mir gestern der Wirth zum Ritter meinen neuen Reichsthaler zurückgab und behauptete, es sei falsche Münze. Dabei aber gab er mir nicht undeutlich zu verstehen, daß er mich stark in Verdacht habe, in Verbindung mit den Falschmünzern zu stehen, die hier im Geheimen sich aufhielten. Ich solle mich in Acht nehmen, meinte er, es werde nächstens von der Regierung

aus und auf Befehl des Kaisers eine strenge Haussuchung befohlen werden."

„Mit der man mich aber gütigst verschonen, wird," erwiderte der Obrist ruhig, seine Tasse zum Munde führend. „Ich habe nicht den Gouverneur mit tausend Livres bestochen, daß man bei mir Haussuchung anstelle."

„Halten zu Gnaden, aber es geht von der pfälzischen Regierung aus und von dem Kurfürsten in Jülich. Wenn schon der Gouverneur sich über die Civilgewalt erheben will, so bestehen dennoch die Landesgesetze und ist der Kurfürst immerhin der anerkannte Herr der Stadt, dem sich auch Heydersdorff fügen muß. Was mich angeht, Herr Obrist, so wage ich es nicht länger, falsch Geld hier auszugeben, meine Freiheit ist mir zu lieb."

„Bursche, Du vergißt, daß ich Dich um dieses gleichen Verbrechens aus dem Zuchthause befreite und daß Du nur in meinem Dienste bist, weil Du mir zu dem Handwerk Anfangs nützlich warst. Du wirst wie bisher Deine Schuldigkeit thun, oder ich übergebe Dich hier dem Gerichte. Meine Angabe wird Niemand bestreiten, noch meine Worte in Zweifel ziehen, wenn ich Deinen Entlassungsschein aus dem Gefängniß vorweise. Damit genug von dieser Sache. Was ist die zweite Hiobspost?"

„Daß die Eingekerkerte in einem schlimmen Zustand sich befindet. Als ich ihr gestern die Suppe brachte, gab sie mir keine Antwort. Auch das Kind weinte nicht, als ich es schüttelte, ich fürchte, es ist todt."

„Das nennst Du eine Hiobspost und verdirbst mir den Appetit mit Deiner Leichenmiene!" erwiderte spöttisch der Hausherr. „Einfältiger Mensch, es kann mir nur erwünscht sein, wenn der Tod auf natürlichem Wege mich von dem wahnsinnigen Geschöpf befreit, die mich überall compromittirt hat!"

„Auf natürlichem Wege sterben sie nicht, sondern aus Hunger," warf Peter hin, und weil die zarten Geschöpfe seit 4 Wochen in dem kalten, feuchten Loche schmachten. Es wäre wenigstens ein Werk der Barmherzigkeit, wenn man das Weib in ein gutes Bett legte. Ist das Kind auch nicht mehr zu retten, so ist doch die Mutter vielleicht noch zu erhalten, und alsdann könnten wir sie bei Nacht fortlassen."

„Fortlassen, damit sie mir die ganze Stadt über den Hals bringe? Du bist toll, Peter."

„Ich bin Gott sei Dank bei gesunden Sinnen, Herr Obrist. Aber obgleich ich ein schlechter Kerl bin, so möchte ich nicht den Mord dieser Unschuldigen auf der Seele lasten haben. Herr, bedenkt,

das Leben währt nicht ewig, und nach dem Leben giebts ein himmlisches Gericht."

Bei diesen ernsten Worten, so unerwartet in dem Munde seines Getreuen, schaute der Obrist im ersten Augenblicke mit stummer Erstarrung auf. Plötzlich brach er in ein schallendes Gelächter aus und warf sich rücklings in den Sessel zurück.

„Beim Teufel und seinen Legionen! Das ist eine Komödie für den Molière!" sagte er dann. „Ein Spitzbube predigt wie ein Capuzinermönch, redet von Barmherzigkeit und vom jüngsten Gerichte! Bursche, entweder hast Du gestern Nacht so wacker der Flasche zugesprochen, daß Dir heute der Kopf noch verrückt ist, oder Du hast eine dickköpfige Ketzerin zur Maitresse gewonnen, die diesen Anfall von Philanthropie hervorgerufen hat! Jetzt aber, um in vollem Ernst zu reden, es bleibt Alles beim Alten, so lange ich hier bleibe, was nicht länger als höchstens noch einige Wochen dauern wird. Mag das Weib leben oder sterben, das ist ihre Sache; aus dem Keller kann ich es nicht entfernen, weil ich es dort allein sicher aufgehoben glaube. Bin ich fortgezogen, dann mag sie herauslassen wer sie findet."

„Wenn sie aber inzwischen stürbe?"

„Nun, desto besser. Die Todten reden nicht mehr, und wenn die Franzosen in Heidelberg einziehen, so werden diese schon Sorge tragen, daß jedes Haus in und um die Stadt bis zum Grunde niedergebrannt wird.“

„Das wäre doch entsetzlich, wenn die armen Einwohner zum zweiten Male das Elend erdulden müßten,“ sagte Peter, von dieser Nachricht überrascht, „das haben sie doch nicht verdient.“

Der Obrist warf einen eigenthümlich lauernden Blick auf den Redner. Er mochte etwas in dessen Gesicht lesen, was ihn zur Vorsicht mahnte, denn er blickte auf seine Tasse nieder und erwiderte gelassen:

„Darüber haben weder Du noch ich zu entscheiden, aber ich wünsche nicht länger hier zu bleiben, als unumgänglich nothwendig ist. Du wirst daher in den nächsten Tagen Alles einpacken und auf einem Wagen nach Frankfurt vorausschicken. Einen Paßbrief giebt uns der Gouverneur. Bis ich selbst dort eintreffe, magst Du in einer Fuhrmannsherberge Wohnung nehmen, inzwischen aber Dich nach einem stillen anständigen Haus umsehen und nach Gutdünken für den «Baron von Willersdorff» miethen. Du bist ein gewandter, vorsichtiger Bursche, ich weiß, ich darf Dir unbedingt dies Geschäft überlassen; ich werde Dir

sogar meine eiserne Geldkiste anvertrauen, sie ist sicherer in Deiner Obhut als hier, falls die Franzosen unvermuthet vor der Stadt erscheinen. Meinen Nachrichten zufolge dürfte dieses unabwendbar der Fall sein, eine kleine Abtheilung Truppen liegt nicht weit von hier in den Bergen versteckt. Ich bin fertig mit dem Frühstücke, trage das Service weg und gieb mir mein Schreibzeug her."

Peter that, wie sein Herr ihm befohlen. Als er sich entfernen wollte, sagte dieser gleichgültig:

„Wenn das Weib wirklich dem Tode nahe ist, so habe ich nichts dagegen, wenn Du ihr ausnahmsweise auf den Mittag eine zweite Suppe giebst. Der Verbrecher erhält am Tage vor der Hinrichtung, laut dem Gesetze, eine Henkermahlzeit. Das Kind, weil es doch das meinige sein soll, begrabe im Keller."

„Und das Weib, wenn es stirbt?"

„Mag vermodern, wo es ist. Wir könnten Gefahr laufen, wollten wir sie im Walde verscharren. Uebrigens bezweifle ich es, daß das Weib schon dem Tod nahe ist, wie Du wähnst. Weiber und Katzen sind von zäher Natur. Uebrigens werde ich, sobald das Kind entfernt ist, selbst nachsehen."

Der Obrist blickte bei diesen Worten auf seine Feder nieder und gewahrte glücklicher Weise das

heftige Zusammenschrecken seines Dieners nicht. Aber die Bestürzung desselben währte nur kurze Zeit, dann erwiderte er ruhig:

„Das wäre eine große Gnade, um die das arme Weib mich vielmals angefleht hat, aber ich fürchte, der Hund zerreißt Euch, wenn Ihr in den Keller tretet.“

„Der Hund? Was? Die Bestie lebt noch?“ fuhr der Obrist zornig auf. „Befahl ich Dir nicht aufs Schärfste, ihn auszuhungern oder zu vergiften?“

„Zu fressen hat er von mir nichts bekommen, als das vergiftete Stück Fleisch, aber das Thier hat Verstand wie unser Eins, Herr Obrist, es rührte das Fleisch nicht an und am Ende fraßen es die Ratten auf. Da es nicht angebunden ist, mags sein, es nährt sich von der Speise, die wir den Gefangenen geben.“

„Das darf nicht mehr sein, Du mußt den Hund heute noch anbinden, so daß er die Speise nicht erreichen kann. Dagegen legst Du ihn wieder Fleisch mit Arsenik vor. Ist er hungrig, wird er schon zugreifen. Der ausgehungerte Bettler nimmts nicht genau, womit er seinen leeren Magen füllt.“

„Ich werde es thun, das heißt, wenn es möglich ist. Das gute Thier schmiegt sich wie ein Lamm an das Weib, besonders an den Knaben an,

als ob er dessen schönes bleiches Gesichtchen sehen könnte. Höchstens könnte ich ihn erschießen, aber diesen Schmerz und Schrecken mag ich dem armen Weibe nicht anthun, es ist ihr einziger Trost noch, daß sie mit dem klugen Thiere reden kann. Ach, Herr Obrist, mir bricht fast das Herz, wenn ich hinunterkomme und das Kleeblatt ansehe! Ich bin gewiß, Ihr würdet erweicht werden und sie frei lassen, wenn Ihr mit eignen Augen sehen könntet, mit welcher himmlischen Sanftmuth die Aermste sich in ihr entsetzliches Schicksal fügt, und wenn Ihr hören könntet, wie sie um Vergebung für ihren Mörder bittet. Mag sie gefehlt haben, ich kann nicht richten, aber ein solches Schicksal verdient sie nicht, Herr Obrist," setzte Peter mit feierlichem Ernste hinzu. „Wenn ich Euch nicht dadurch aufs Schaffot lieferte, hätte ich schon längst die Gefangenen befreit, das schwöre ich bei Allem was mir heilig ist, bei dem Andenken an meine fromme Mutter und an meinen biedern Vater. Muthet mir nicht noch zu, daß ich das Weib sterben sehen soll! Von heute an gehe ich nicht mehr in den Keller hinab, es ist für mich schauererregend. Füttert sie dann selbst oder laßt sie verhungern, das ist Eure Sache! Gott verzeihe mir, daß ich so lange zu der Missethat geschwiegen habe."

„Schlange! Das sagst Du mir, der ich Dich zu einem redlichen Menschen gemacht habe!" rief der Obrist aus.

„Zu einem redlichen Menschen habt Ihr mich nicht gemacht, wohl aber zu einem Verbrecher vor Gott, was ich nicht war, ehe ich Euch kennen lernte. Falsches Geld habe ich zwar verfertigt, dafür strafte mich das menschliche Gericht."

„Fürchte meinen Zorn, Bursche, für diese Frechheit," donnerte ihm der Obrist bleich vor Wuth zu. „Du sollst mich nicht umsonst beleidigen."

„Ich fürchte Euch nicht, denn wenn Ihr mich auch verhaften ließet, so könnte Euch das mehr schaden als mir. Zeigt Ihr meinen Entlassungsschein aus dem Gefängniß den Behörden, so sage ich, wozu Ihr mich in den Dienst nahmt, und kann genug Papiere zu meiner Rechtfertigung vorzeigen. Ich war nicht so einfältig, Herr Obrist, um mir nicht den «Rückzug» zu decken. Bei meiner Verhaftung aber könnte geschehen, daß der Heidelberger Magistrat Euer Obristenpatent verlangte, um es zu prüfen und in Wien anzufragen, in welcher Schlacht der Herr Obrist Pullwitz die geheimnißvolle Wunde auf der Stirn erhalten!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Peter

das Zimmer. Draußen athmete er einige Male tief auf, wie Einer, der eine schwere Last abgelegt hat.

„Gott sei Dank, das ist überstanden!“ sprach er vor sich hin, indem er die Treppe hinunterstieg. „Ich habe ihm die Wahrheit gesagt und auch gewarnt. Aber jetzt mußt Du auf Deiner Huth sein, Peter, denn Du hast Dir einen gefährlichen Feind gemacht. Triff Deine Maßregel, Freundchen, und sichere Dir bei Zeiten Dein Eigenthum.“

In der Küche angekommen, stellte er das Frühstücksgeschirr auf den Tisch, rückte diesen von der Erde weg, wo er stand, nahm ein großes Tranchirmesser und kniete auf der Ecke nieder. Mit großer Schnelligkeit löste er einen der kleinen rothen glatten Steine heraus, womit der Boden gepflastert war, und hob zuerst einen ledernen Beutel, dann ein kleines Packetchen in einem Stückchen Segeltuch aus dem tiefen Loche hervor. Ebenso schnell wurde der Stein wieder locker eingesetzt und der Tisch darüber gerückt.

Peter's nächste Beschäftigung war, das kleine Packetchen sorgfältig unter dem Hemd auf der Brust zu verbergen, den Geldbeutel aber sich um den Leib unter seinem Rocke anzuschnallen.

„So, das wäre auch in Richtigkeit, Papiere

und Geld," sagte er vergnügt. „Ist gute, echte Münze, mein schwer verdienter Sclaven- und Frohndienstlohn. Den hat er mir in echter Münze auszahlen müssen, damit ich nicht dereinst betteln gehn dürfe. Die Papiere sollen einst beweisen, was der Obrist Pullwitz getrieben, vor und nach seiner Anwesenheit in Heidelberg, wenn er die Dummheit beginge mich verhaften zu lassen! Jetzt zum letzten Male in diesem Hause die Küchenschürze umgebunden! Wenn Martha Wort hält, sind wir heute Nacht beide frei. Die arme Trina! Könnt ich nur das Knäblein auch zugleich retten, aber ich fürchte, es ist zu spät."

Er fing unter diesem Gespräche an, das Feuer auf dem Heerd anzuzünden, als er plötzlich innehielt und ausrief:

„Beinah hätte ich meinen Verbündeten vergessen! Der Obrist ist im Stande mich zu erschießen und meine Leiche auch in den Keller werfen; auf alle Fälle ist Vorsicht gut, Peter."

Dabei trat er zu einem Schranke hin, nahm eine kleine Pistole heraus, lud dieselbe mit einer Kugel und schob sie ebenfalls in den breiten ledernen Geldgürtel.

„Jetzt soll mir Einer kommen," meinte Peter, vergnügt sich die Hände reibend.

Indessen verging der Morgen ohne das geringste Zeichen von einer feindseligen Haltung seines beleidigten Herrn. Zur üblichen Stunde — Peter wußte, daß der Obrist nicht liebte, wenn er unerwartet oder ungerufen in das Wohnzimmer trat — begab er sich nicht ohne Zagen hinauf, zunächst mit Teller, Messer und Gabel, dabei behielt er die rechte Hand frei und diese fest auf der Stelle, wo er die Pistole verborgen hatte.

Aber zu seiner nicht geringen Verwunderung stand sein Herr bei seinem Eintritte von seinem Sessel auf und legte selbst seine Feder bei Seite. Peter deckte den Tisch, behielt aber dabei immer den Obrist im Auge.

„Peter," redete dieser ihn plötzlich ganz freundlich an, „ich sehe, Du hast Dich eines Bessern besonnen und Deine Uebereilung von diesem Morgen bereut. Ich bin nicht mehr erzürnt, aber lange können wir nach dem Gespräch nicht beisammen bleiben, denn ich gestehe redlich, daß es mir nicht erwünscht wäre, wenn Du etwas über meine Verbindung, sei es mit den Franzosen oder den Falschmünzern, plaudertest. Du mußt hier Leute haben, die Dich von mir abspenstig zu machen suchen, oder wie Du selbst sagtest, Dir das Gewissen geschärft haben. Einen gewissenhaften Menschen oder

einen Frömmler kann ich in meinen Dienste nicht gebrauchen, das siehst Du ein; doch bin ich bereit Dir zu einem neuen Dienste zu verhelfen."

„Gehorsamsten Dank, Herr Obrist," unterbrach ihn Peter, „ich will Soldat werden, weiß schon, daß man mich in ein Regiment nehmen wird. Auch wenn ich in Heidelberg bleiben will, steht mir ein guter Dienst in einem geachteten Hause offen."

„In einem geachteten Hause?" fragte spöttisch der Obrist. „Da hast Du wohl noch nichts von Deiner Vergangenheit enthüllt."

„Ihr irrt Euch, der Herr weiß es, aber er will mich auf Probe nehmen, und ich hoffe diese zu bestehen, um wieder den Namen meines Vaters zu Ehren zu bringen."

„Darf ich nicht wissen, wer dieser Menschenfreund ist?"

„Ich werde es Euer Gnaden sagen, sobald ich meiner Sache gewiß bin. Ich wußte nicht, daß Ihr mir so leicht und gern den Abschied geben würdet."

„So gern geschieht es nicht, denn ich werde Dich vermissen, da ich eine zeitlang mich selbst bedienen muß, wenn Du nicht einwilligst, vorher mich

nach Frankfurt zu begleiten und von dort hierher zurückzukehren."

„Ich will bei Euch bleiben und Euer Schicksal theilen, Herr Obrist, mag dasselbe auch schlimm für uns Beide ausfallen, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr heute noch mir die Erlaubniß ertheilet, Trine aus dem Keller zu holen und sie zu pflegen, bis sie sich erholt hat."

Der Obrist runzelte die Stirne.

„Ich habe Dir schon gesagt, davon könne keine Rede sein, weil ich dadurch mit dem Gerichte in Conflict gerathe und meine Verabredung mit dem Commandanten von Landau mich zwingt, noch einige Wochen hier zu bleiben."

„Trine wird willig einen Eid leisten, Alles zu verschweigen, in der Hoffnung, ihr Kind zu retten und Euch mit sich auszusöhnen, den sie beharrlich für ihren Gatten erklärt. Ich würde sie in mein Bett legen, und so man ihren Zustand sieht, wird Jedermann Eurer Aussage Glauben schenken, daß sie in der Nacht abermals zu uns zurückgekehrt und daß ich sie halbtodt mit dem Kinde vor unserer Thür gefunden habe. Wenn Ihr dies vollends selbst den Bürgermeister anzeigtet, könnte es nirgends Verdacht erregen."

„So könnte es allerdings gehen," sagte Pull-

witz nach einer kurzen Pause, „aber ehe sie den Keller verläßt, muß Trina schwören, nie mehr Ansprüche auf mich als Vater ihres Kindes zu machen, sodann nicht mehr mich gegen meinen Willen aufzusuchen. Hammer's mögen das Weib dann abholen lassen.“

Peter war so außer sich vor Freude über diesen Sieg, daß er sogar dem Herrn die Hand küssen wollte, was dieser aber mit den Worten ablehnte:

„Schon gut, Du siehst, ich bringe ein schweres Opfer, um Dich zu behalten. Nimm gleich von dieser Potage und trage sie hinab, es wird die Gefangenen beleben. Hat sie Stillschweigen gelobt, dann bringe sie herauf, wenn Du es kannst, ich selbst will mich nicht sehen lassen.“

„Es ist auch besser,“ antwortete Peter.

„Hier ist der Schlüssel, jetzt aber bringe mir das übrige Essen,“ setzte der Obrist hinzu.

Peter flog fast die Treppe hinunter, er vernahm nicht das leise, unheilverkündende Hohnlachen, das hinter ihm ertönte. Das Essen trug der Diener eben so schnell hinauf, bediente seinem Herrn wie immer, und verließ das Zimmer erst nachdem dieser gespeist hatte. Peters übergroße Freude verhinderte ihn aber nicht, in der Küche einen herzhaften Schluck und ein tüchtiges Stück Rinder-

braten zu sich zu nehmen. Den halbgeleerten Krug aber, sowie ein großes Stück Brod und ein tüchtiges Stück Braten, sowie eine Schüssel mit Kräuterpotage, trug er bis zur Kellerthür, wo er in dem Gange sie niederstellte.

Martha hatte bei der Erbauung des Hauses zwei Keller anlegen lassen und zwar übereinander. Eine steinerne Treppe führte aus dem ersten in den zweiten Keller hinab.

In dem ersten verwahrte der Obrist seinen Wein, von dem er einen bedeutenden Vorrath hatte. Während Peter die Thür des tieferen Kellers aufschloß, kam ihm plötzlich der Gedanke, er wolle den halbleeren Weinkrug heimlich vollfüllen und dem halbverhungerten Hund ein Stück von dem rohen Wildbraten mitnehmen, denn es war vorauszusehen, daß der Hund nicht länger gespeist werden würde, sobald Katharina entfernt war. Mit diesen weiteren Provisionen stieg er alsdann langsam und vorsichtig die, von der herabträufelnden Feuchtigkeit glatt geschliffenen Stufen hinab und gelangte glücklich ohne Unfall in den großen, aber niedrig gewölbten Raum, der unklar durch den matten Schein einer entfernt auf dem Boden stehenden Oellampe erhellt wurde. Die Lampe war ebenfalls ein heimliches Gnadengeschenk des Dieners, der Obrist

durfte nichts davon wissen. Peter hatte mit Katharina ein Zeichen von der Thür herab verabredet, daß sie die Lampe lösche, falls sein Herr in den Keller stiege.

Es war ein jammervoller, ergreifender Anblick, der sich hier darbot, ein Anblick, welcher gewiß ein noch roheres Herz, wie das Peters, ergreifen mußte. Neben der Lampe auf einem Haufen Stroh saß oder lag vielmehr eine noch junge Gestalt, obgleich das magere, gramerfüllte, mattgelbliche Antlitz, halbbeschattet von den langen blonden Haaren, die wild um ihre Schulter hingen, ihr Alter in Zweifel zogen. Niemand hätte in dieser Jammergestalt die einst so rosige reizende Katharina erkannt. Eine wollene Decke, ebenfalls ein Geschenk Peters, hatte sie fest um sich herumgewickelt und unter derselben hielt sie etwas in den Armen, an die magere Brust gedrückt. Zu ihren Füßen kauerte der riesige, aber zu einem Skelette abgemagerte Kettenhund. Er verhielt sich ganz still, als Peter herantrat, hob nur den großen Wolfskopf empor und blickte ihn mit hohlen Augen an.

„Armer Hector, da sieh, ich bringe Dir einmal ein besseres Essen. Trina, wie stehts heute? Frierts Euch noch immer?"

„Immer noch, guter Peter," sagte Katharina, sanft, „aber ich würde mich nicht beklagen, wenn

ich nur mein Kind erwärmen könnte. Es sieht ganz blau vor Kälte aus."

„Ich bringe Euch auf das Geheiß des Herrn eine Fleischsuppe; die ist stärkend, vielleicht nimmt der Kleine davon," sagte Peter, aber seine Stimme bebte dabei und ein Schauer erfaßte ihn, als die junge Mutter die Decke zurückschob und er in ein todtes, starres, aber noch im Tode liebliches Antlitz blickte. Fast durchsichtig, so fein und mager lagen die kleinen Händchen fest ineinander gefaltet, das große offene Auge aber blickte ihn mit einem Ausdrucke von tiefem Ernste, so geheimnißvoll sanft und sinnig an, daß er sich mächtig ergriffen fühlte.

„Reiner Geist, klage mich nicht Deines Todes an, bitte für mich!" rief er aus.

Katharina richtete sich hastig, auf den Ellbogen gestützt, auf.

„Was redet Ihr vom Tode, Peter? Mein Kind kann nicht todt sein, Gott wird mich eher hinwegnehmen, als dieses unschuldige Kind."

„Liebe Trina, es ist dennoch so, wie ich gesagt habe, Dein Liebling ist von einem guten Engel erlöst worden; ich fürchtete schon vorher, es so zu finden, es muß heute Morgen gestorben sein."

„Todt mein Kind! Mein geliebtes Paulchen ist an meiner Brust gestorben!" stieß die arme Mutter

hervor. „Doch warum sollte ich darüber klagen, ich folge Dir ja bald nach — bald nach, mein Liebling!"

Unter strömenden Thränen küßte sie die kalten, alabasterweißen Wangen, die feinen Händchen. Leise winselte der Hund, streckte sich halb empor und legte seinen zottigen Kopf auf die Decke.

Längere Zeit verging, ehe Peter von seiner Erschütterung sich erholte, um die Mutter zu bitten, ihm das Kind abzutreten.

„Nein," erwiderte Katharina, „ich will mit ihm im Arme sterben. Vielleicht findet man dereinst unsere Leichen und wird uns ein gemeinschaftliches Grab gönnen. Gehe zu Deinem Herrn, Peter, und sage ihm, ich, sein Weib, stürbe ohne ihm zu fluchen, denn das Blut dieses reinen Kindes lastet schon ewiglich auf seinem schuldbefleckten Haupte."

„Ihr werdet nicht sterben, Ihr müßt leben, Trina, und dazu von dieser warmen Suppe essen, die ich Euch auf sein Geheiß bringen soll, er wünscht nicht Euern Tod, armes Weib."

„Wozu soll ich noch ferner leben? Nun da ich den Unmenschen, den Rabenvater, nicht lieben kann? O, alle meine Leiden verzeihe ich ihm, nur den Tod dieses Engels nicht."

„Ich habe neue Botschaft für Euch, höret mich

ruhig an, zuvor aber laßt mich Euch von der Suppe geben, Ihr werdet Kraft bedürfen."

Nur ungern ließ sich die Arme einige Löffel von der warmen Suppe eingeben, die aber auch ihre Wirkung nicht verfehlten. Peter brachte ihr nun einen Schluck von dem alten französischen Wein bei und theilte ihr alsdann des Obristen Bedingungen zu ihrer Freilassung mit. Sie hörte ihn ohne Unterbrechung bis zu Ende an, dann sprach sie mit einer fieberhaften Aufregung:

„Sage dem Verbrecher, daß ich mein Leben unter diesen Bedingungen nicht annehme. Schwören, daß er mein Gatte nicht ist, hieße einen Meineid Angesichts des Todes begehen. Wenn es Gott gefällt mich aus diesen Kerker durch Martha zu erlösen, so will ich laut sein Verbrechen verkündigen und ihn, den Falschen, vor aller Welt entlarven. Sage ihm, um dieses Kindes willen hätte ich vielleicht eingewilligt. Nun es in Jammer gestorben, will ich es rächen."

„Habt Ihr sichere Beweise, daß er derjenige ist, den Ihr vermuthet?"

„Ja! Ich riß ihm die Binde von den Augen, als er mich aus dem Zimmer schleifte, ich habe ihn erkannt und will einen Eid darauf ablegen, daß er —"

„Der entlaufene Goldarbeiter, der Franz sei,“ ergänzte Peter.

„Ach! So habt Ihr mich auch betrogen, Peter. Ihr wußtet, wer er war?“

„Nein, so wahr ich lebe. Erst seit gestern ist in mir der Verdacht aufgestiegen, nach dem was ich vernahm. Nun rede ich Euch nicht ferner zu, seinem Wunsche zu willfahren, muß aber hinauf, um es ihm zu melden. Dann will ich zum Hause hinaus, um bei den Gerichten die Sache anzuzeigen. Eurem Kinde soll wenigstens ein christliches Begräbniß zu Theil werden.“

„Gott segne Euch dafür, aber wird er nicht in Eurer Abwesenheit herunterkommen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen? Ich zittere, wenn ich daran denke, Peter.“

„Seid unbesorgt, er wird den Muth nicht haben, aber für den Nothfall lasse ich Euch diese Pistole, sie ist geladen. Versteht Ihr damit umzugehen?“

„Ich bin eine Jägerstochter,“ lautete die Antwort.

„Gut, lebt wohl so lange. Erschrecket nicht, wenn Ihr ein Graben oder das Knarren einer Thür vernehmt. Martha hat mir zwar ihr Geheimniß nicht anvertraut, aber es muß allem Anschein nach einen verborgenen Ausgang aus dem Keller geben,

den sie zum Glück dem Herrn nicht offenbarte. Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, harret geduldig noch einige Stunden, wie Ihr schon seit Wochen geduldig harretet."

„Ich werde schlafen, — meine Augen sind schwer, vielleicht ist es der Schlaf des Todes, der sich mir naht, — Gott verzeihe meinem Mörder, wenn er seine Schuld bereut."

Erschöpft sank sie auf das Lager zurück und schloß die Augen.

„Halte gute Wache, treuer Cerberus," sagte Peter, den Kopf des Hundes streichelnd. „Wenn der Bösewicht sich diesem Engel nähern will, zerreiße ihn in Stücken, wie Du dieses Stückchen Fleisch zerrissen hast."

Der Hund schlug ein dumpfes, schauerliches Geheul an und richtete sich empor, wobei er grimmig die Zähne fletschte.

„Beim Himmel, er versteht mich! Damit der Obrist sich aber nicht in der Dunkelheit hinabschleiche, stelle ich die Lampe dort auf die letzte Stufe, damit der Hund ihn erkenne. Ich tappe mich schon im Finstern hinauf, habe oft genug mir einen heimlichen Trunk vom Besten geholt."

Bei dem Schein der untenstehenden Lampe erklomm er die schlüpfrigen Stufen. Auf der letzten

stehend wollte er die angelehnte Thür aufstoßen, aber diese wich dem Drucke nicht, so sehr er sich mit aller Kraft dagegenstemmte. Was war das? Konnte er unachtsam die schwere Thüre in das Schloß geworfen haben? Unmöglich, er erinnerte sich genau, daß er sie sogar habe offen stehen lassen. Da erscholl ein Lachen hinter der Thür, das wie das Hohngelächter eines Dämons klang, während eine Stimme ihm zurief:

„Der Marder ist in die Falle gegangen! Bleibe unten, Freund Peter, und begrabe Deine Todten, während ich nach Frankfurt reite, die Ratten werden Dich fressen, ehe Du in einen neuen Dienst trittst, oder den Soldatenrock anziehen kannst.“

Peter stand starr und regungslos auf der Treppe, das Bewußtsein drohte ihn zu verlassen. Als er endlich nach einiger Zeit zu einem klaren Bewußtsein seiner entsetzlichen Lage erwachte, traten die kalten Angsttropfen auf seine Stirne, sein Herz klopfte so laut und heftig, als müsse es in der Brust zerspringen. Er war lebendig begraben, wie das unglückliche Weib und Kind. Eine Rettung war nicht denkbar, denn nun war er verhindert, am Abende in dem Walde zu erscheinen und Martha zu melden, daß der Obrist durch den Trunk unschädlich gemacht. Es war kaum zu hoffen, daß

sie den Eingang ohne ihn wagen würde. Wenn sie aber wirklich abgehalten würde, welches Schicksal stand ihm und Katharina bevor? verschmachten und in dem Keller verwesen, oder ohne den Hund von den Ratten lebendig gefressen werden. Mit wankendem Schritte kehrte er zu seinen Schützlingen zurück. Trina lag noch mit geschlossenen Augen da, nur Hector schaute ihn an, als wollte er fragen, warum er sobald wieder erscheine?

„Gott im Himmel, Dein Gericht ist gerecht, aber Deine Strafe schwer," stieß Peter aus und warf sich neben dem Hunde nieder. Es graute ihn in dieser Stille des Grabes, wo nichts redete als die anklagende Stimme des Gewissens. Furchtbar genug und überwältigend war aber diese innere Stimme des unsichtbaren Mahners.

Auf den feuchten Boden niederkauernd, der sein Grab werden konnte, das Gesicht in den Händen begraben, ging sein Leben an seiner Seele vorüber, stiegen Bilder der kindlichen Reinheit, dann der Thorheit, des Leichtsinnes, hernach des Verbrechens, wie Phantome vor Peter's geistigem Auge auf. Er hatte gesündigt und bereut, aber seine Reue kam zu spät, um ein besseres Leben einzuschlagen, um die Opfer seiner verbrecherischen Verbindung mit dem Obristen zu retten! Warum sollte es so

kommen! Von der Erde hinweg erhob sich sein Geist zu einem Blicke in die Ewigkeit, und wie wenig trostspendend war diese Aussicht. Er war von einer frommen Mutter erzogen worden. Lehren, lange Zeit in Thorheit und Sünde vergessen oder in den Hintergrund gedrängt, traten wieder lebhaft ins Gedächtniß. Schrecken und qualvolles Zagen ergriff ihn. Was wird aus Deiner Sünde werden? fragte er sich bebend und in Verzweiflung sich krümmend, aber keine tröstende Stimme gab dem Sünder Antwort. Alles still umher, Todtenstille, nur er allein das einzig fühlende Wesen unter den Halbgestorbenen. Wie sehnlich wünschte er, daß Katharina erwachen möchte und mit ihm rede. Aber sie lag so regungslos, wie das todte Kind in den umstrickenden Armen. Selbst der Hund hatte sich niedergelegt und schien die Gegenwart seines Gefangenwärters zu ignoriren.

Mittag war es, als er hinabstieg, die Stunden verstrichen, sie erschienen ihm als eine Ewigkeit, er vermochte ihre Zahl nicht zu zählen, in seinem Grabe vernahm er nichts als sein eigenes Gestöhn und das schwere Athmen des Hundes. Müde von der letzten, fast schlaflosen Nacht, ermattet geistig durch den entsetzlichen Kampf seines eigenen Herzens, beobachtete er noch mit fieberhafter Angst

das immer schwächer werdende Licht der Lampe, in der das Oel zu Ende ging; dann senkte er das Haupt und eine kurze Spanne Zeit deckte der Schlummer seine Augen. Aber plötzlich fuhr er wieder auf, es war, als vernähme er Schritte. Wenns der Obrist wäre, der ihn im Schlafe ermorden wollte. Entsetzt griff er, wie er glaubte, nach dem Hunde um diesen zu wecken, aber der Gegenstand entschlüpfte unter seinen Händen, er wußte jetzt, daß er eine Ratte gefaßt, die sich herangewagt, um an den Knochen des rohen Fleisches sich zu regaliren.

„Gott der Gnade, wäre nur die Nacht vorbei," seufzte er, denn er vergaß, daß in diesem Kerker der Tag nie anbrechen könne. Er strengte jetzt alle seine Sinne an, um wach zu bleiben, suchte und fand glücklich die geladene Pistole und hielt diese fest in der Hand, entschlossen sein Leben theuer zu erkaufen. Da schreckte ihn von Neuem das leise, dumpfe Murren des Hundes und zugleich fühlte er, daß derselbe sich aufrichtete und mit dem Schwanze wedelte. Peter tastete nach dem Kopf des Hundes, denn er war überzeugt, daß dieser auch im Dunkeln in die Richtung schauen werde, von wannen er etwas vernommen.

Ein tiefer Seufzer erleichterte seine Brust, das

kluge Thier hatte den Kopf von der Treppe weggewendet und sich ganz umgedreht. Ein Strahl der Hoffnung auf Befreiung, wenn auch nur ein schwacher, zog in Peter's Seele ein.

„Hector, hörst Du was, mein Treuer?" fragte er leise.

Der Hund wurde unruhig, schlug mit dem langen Schweife um sich, schnüffelte in der Luft, dann beugte er den Kopf bis zur Erde hinab, mit einem Male aber machte er einen Satz über die schlafende Trine hinweg und gleich darauf vernahm Peter ein leises, freudiges Gebell.

„Hector, bist Du da, mein Guter? Sei still, ruhig, wirf mich nicht nieder," hörte Peter eine ihm wohlbekannte Frauenstimme sagen.

„Martha, Martha! O Gott, sei gepriesen!"

„Das ist nicht Trina's Stimme, wer seid Ihr?"

„Ich bin es, der Peter! Gebt Licht her, daß Ihr mich erkennen könnt."

Im nächsten Augenblicke brach der helle Strahl einer Blendlaterne durch die dichte Finsterniß und beleuchtete das sanfte, edle Antlitz Martha's.

„Wie kommt Ihr hierher, so allein und ohne Licht?" fragte sie. „Warum stelltet Ihr Euch nicht ein, wie verabredet wurde?"

„Mein Gott, ich konnte nicht," sagte Peter.

Darauf berichtete er hastig des Obristen schändliches Benehmen.

„Das Ungeheuer! Er saß vor kurzer Zeit im Ritter und erzählte, daß Ihr heimlich aus dem Hause geflohen und alles Silberzeug mit Euch genommen hättet. Er bat den Wirth vom Ritter ihm einen zuverlässigen Diener zu verschaffen, der sein Pferd gut besorgen könne. Arme Trina! Sie schläft und das Kind auch, desto besser. Wir haben eine Bahre draußen, auf der wir sie in die Stadt tragen wollen.“

„Das Kind ist todt, seht her, und Trina selbst wird sich nicht lange ihrer Freiheit freuen können, fürchte ich.“

„Barmherziger Gott, welches Jammerbild!“ sprach die edle Frau mit Thränen in den Augen. „Doch vielleicht kann wenigstens die Mutter gerettet werden. Erschreckt nicht, ich gebe unsern Freunden das Zeichen, daß sie eintreten könne.“

Nach diesen Worten setzte sie eine silberne Pfeife an den Mund und entlockte ihm einen schrillen, hellen Ton. Es vergingen nur wenige Sekunden, da sah man die Schatten zweier Männer in Mäntel gehüllt eintreten, welche eine leichte Tragbahre trugen.

„Peter hier!“ rief Einer von ihnen aus.

„Herr Wirth, Ihr seid es selbst!“ sagte der Diener froh erstaunt. „Ach, erbarmt Euch meiner und gebt mir Schutz in Eurem Hause, wie Ihr mir versprochen habt. Ihr seid schuld, daß ich seit dem Mittage in diesem Gewölbe, eine Beute der entsetzlichsten Qualen, schmachte.“

„Ich wäre schuld, was heißt das?“

„O Gott, Ihr habt mir gestern durch Eure Reden das Gewissen erweckt, Herr Wirth, und weil ich dem Obristen drohte, ihn beim Gerichte anzuzeigen, wenn er Trina nicht freigebe, sandte der Falsche mich herab und schloß dann hinter mir die Kellerthür. Verstoßt mich nicht, erbarmt Euch meiner, Ihr sollt mich Eurer Güte nicht unwürdig finden.“

„Was ich versprochen, halte ich, komm mit uns, aber wehe Dir, wenn Du mich belügst, Bursche.“

Martha bat für ihn, worauf der Müller Hannes, es war der Zweite, ihn vorschlug, lieber mit ihm in seine Mühle zu gehen, damit er nicht seinem Herrn begegne. Es lägen dringende Gründe vor, noch eine Zeitlang die Entfernung Katharina's vor diesem geheim zu halten.“

„Auch die Rettung Peter's,“ setzte der Wirth hinzu. „Hannes, Ihr müßt ihn streng bewachen, unter keiner Bedingung darf er in der Stadt vor dem 14. gesehen werden.“

„Ueberlaßt mir das,“ sagte Hannes lächelnd. „Eilen wir jedenfalls, diese Arme wegzubringen; schade, daß ich nicht hinauf in das Haus gehen darf, um dem Bösewicht eine Kugel durch den Kopf zu jagen! Aber ich denke, Gott spart ihn für den Galgen auf!“

Man legte nun die Schlafende mit ihrem Kinde auf die Bahre und bedeckte sie ganz mit einem schwarzen Leichentuche.

Der Wirth flüsterte dem Hannes etwas in's Ohr, worauf dieser sich zu Peter wandte und ihm befahl, das eine Ende der Bahre zu tragen, während er das andere aufnahm.

„Nun rasch hinaus,“ drängte Martha, „mir brennt der Boden unter den Füßen.“

„Aber was fangen wir mit dem Hunde an?“ fragte Hannes.

„Den nehme ich zu mir,“ erwiderte der Wirth, zog eine dicke Schnur aus seiner Tasche, befestigte sie in dem Halsringe und gab sie Martha in die Hand.

„Ist er zu schwach um den Weg zu Fuß zu machen, legen wir ihn auf die Bahre unter das Tuch,“ setzte er hinzu. „Das treue Thier soll nicht umkommen, ehe es an seinen Peiniger gerächt worden. Peter, wenn Du gefragt wirst, giebst an,

wir trügen eine Person mit ansteckender Krankheit behaftet ins Stadthospital."

Vorsichtig ging es durch den schmalen feuchten Gang aus dem Gewölbe. Am Ende des letztern mußte man einige Stufen hinaufsteigen, dann befand man sich im Freien, unweit des Hauses, am Rande des Waldes. Während man die kleine Pforte wieder verschloß und das niedergetretene Gebüsch davor aufrichtete, lag die Bahre auf dem Boden. Als die Männer sich umwandten, blieben sie einen Augenblick betroffen stehen.

Peter hatte sein Baret abgenommen und knieete auf der Erde, die Hände gefaltet, die Blicke nach dem Sternenhimmel gerichtet. Ein hehrer Ernst lag auf seinem Gesichte, der seinen unschönen Zügen fast den Glanz einer Verklärung verlieh.

„Herr Wirth, Ihr habt einen «verlornen» Sohn in's Vaterhaus zurückgeführt," sprach leise Martha, ihm die Hand drückend. „Gesegnet sei Euer Haus für diesen christlichen Sieg. Dieser glückliche Ausgang flößt mir die Hoffnung ein, daß Alles Uebrige gelingen werde, namentlich, daß wir das angezettelte Complot gegen die Stadt vereiteln."

## Achtes Capitel.

**Die entdeckte Mine. — Die entlarvten Spione und deren Hinrichtung.**

---

Der letzte Tag der von Heydersdorff dem Bürgermeister zur Entdeckung des Complotes bewilligten Frist war angebrochen, ohne daß Cruget sein Versprechen gelöst hätte. Triumphirend freute sich bereits der unedel denkende Mann an der Bestürzung der Bürger, bei der schimpflichen Ausweisung ihres geliebten Bürgermeisters. Aber es galt noch den Abend des verhängnißvollen Tages abzuwarten. Gegen Mittag befand er sich in seinem Empfangszimmer, wo er so eben mit einem Juden, der um die Erlaubniß Getränke exportiren zu dürfen nachsuchte, um die dafür zu erlegende Summe feilschte; denn wir haben bereits gesagt, daß die jüdische Bevölkerung zum Aerger der christlichen Bürger bei ihm hoch in Gunsten stand und mittelst

Bestechung in vielen Beziehungen die Gesetze übertreten durfte.

„Das ist zu wenig, Ismail," sagte der General. „Ich kann mir für diese kleine Summe nicht noch mehr den Unwillen des Bürgermeisters zuziehen. Sagt fünfzig Reichtsthaler statt dreißig, dann stelle ich Euch den Geleitsbrief aus."

„Fünfzig Reichsthaler! Herr meines Lebens, das ist viel Geld für einen armen Juden!"

„Bah, macht mir nichts weiß, Ismail! — Ihr profitirt an den nach Auswärts verkauften Spirituosen mehr als das Doppelte von den fünfzig Thalern, die Ihr jetzt bezahlt. Es bleibt dabei, oder Ihr bekommt die Erlaubniß nicht, die Fässer aus der Stadt zu transportiren. Was giebt es?" unterbrach er plötzlich das Gespräch, sich zu dem eintretenden Adjutanten wendend.

„General! Es ist ein Auflauf in der Stadt. Man will eine Mine entdeckt haben, die von französischen Spionen angelegt worden sein soll, um die Stadt in Brand zu stecken. So eben bringt man einen Bauern, den man beschäftigt fand, die Lunte anzustecken."

„Ha! So ist es dieser Bürgercanaille doch geglückt," knirschte Heydersdorff zornig zwischen den

Zähnen. „Gut, gut, laßt das Volk herein. Also, ein Bauer ist der Verbrecher?"

„Wenigstens trägt er die Kleidung, General. Ob er wirklich ein Landmann ist, möchte ich bezweifeln," setzte er verlegen hinzu.

„Mir einerlei, wer es ist," erwiderte Heydersdorff gleichgültig. „Man soll den Verbrecher hereinführen, und ich will den Heidelbergern das Vergnügen gönnen, ihn aufzuknüpfen."

Der Adjutant eilte hinaus.

„Excellenz werden doch froh sein, daß das Elend verhütet worden ist," sagte der Jude. „Gott Abrahams! Wir haben genug bei dem letzten Brande an Hab und Gut eingebüßt."

„Ich war klug genug, meine Werthsachen und mein baares Geld inzwischen fortzubringen," bemerkte Heydersdorff.

„Hab' mir's gedacht, daß etwas Verdächtiges sich gezeigt habe, als ich die fünf schwer bepackten Saumrosse zum Thore hinausführen sah. Die Klugheit Euer Gnaden hat aber manches Herz in der Stadt kleinmüthig und verzagt gemacht," setzte der Jude hinzu. „Wir armen Juden rechnen auf die Gnade Eurer Excellenz, daß Ihr uns im Geheimen wollet warnen lassen, wenn ein Angriff uns vom Feinde droht, wir werden nach Kräften erkenntlich sein."

„Noch weiß ich von keiner nahen Gefahr, die uns Besorgniß einflößen könnte,“ erwiderte Heydersdorff; „man hat mir aber eine zahlreichere Garnison zum Schutze der Außenwerke der Stadt verweigert, trotzdem daß ich um weiteren Succurs bat. Rückt eine überlegene Streitkraft unvermuthet gegen uns, so steht zu befürchten, daß wir uns nicht halten können. Darum habe ich auf alle Fälle mein persönliches Eigenthum in Sicherheit gebracht, ehe es zu spät ist.“

Hier erschollen laute Stimmen vom Schloßhofe herauf. „Sie kommen — fort mit Euch, Jude! Die Bürger dürfen Euch nicht bei mir finden; nehmt Euer Geld und kommt morgen wieder, aber nur dann, wenn Ihr Willens seid, die fünfzig Thaler zu zahlen, sonst bleibt daheim und seht, wie Ihr mit Eurem Schachern fertig werdet.“

„Wir wollen es besprechen, Euer Gnaden,“ erwiderte Ismail, indem er rasch die Silberstücke zusammenraffte und in den ledernen schmierigen Schlauch steckte.

„Nicht dort hinaus! Ihr rennt den Leuten gerade in die Arme!“ rief Heydersdorff durch das Nebenzimmer. „Geht lieber die hintere Treppe hinunter.“

Ismail war nur wenige Minuten verschwunden, als die Flügelthüre weit zurückgeworfen wurde; der

Bürgermeister mit den Stadträthen, denen eine große Anzahl von Bürgern, Offizieren und Soldaten folgte, erschienen vor dem gestrengen Herrn.

„Nun, was soll's? Wen bringt Ihr?" fragte er nicht eben in sehr huldreichem Tone.

„Herr General, ich habe mein Wort gelöst," sprach Cruget. „Die angelegte Mine ist entdeckt in Gegenwart zweier glaubwürdiger Zeugen: des Wirthes zum Ritter und des Müllers Hannes. Auf unsere Anzeige haben die Offiziere Schönbeck und Alvendel in flagrante diesen Bauern ergriffen, als er die schon glimmende Lunte anfachte."

„So — nun ich gratulire der Stadt," erwiderte kühl der Gouverneur. „Wo ist der Verbrecher?"

Die Herren traten zurück; zwischen zwei handfesten Gewerbsleuten sah man jetzt einen Landmann mit auf den Rücken gebundenen Händen, dessen breitkrämpiger Hut das Gesicht fast unkenntlich machte.

„Euer Gnaden werden den Mann wohl noch kennen, wiewohl er sich nicht in Uniform präsentirt," sagte Oberst Alvendel spöttisch, indem er dem Bauern den breitkrämpigen Hut abnahm.

Heydersdorff stieß einen leisen Schrei der Bestürzung aus.

„Pullwitz!“

„Ja, der sogenannte Obrist von Pullwitz, aber in Wahrheit, des Goldarbeiter Carmer entlaufener Franz, Spion und Mörder seiner eigenen Gattin und seines Kindes.“

„Spion und Mörder,“ stieß Heydersdorff bleich wie ein Todter hervor. „Unmöglich, meine Herren, ein Mißverständniß!“

„In dem einen Punkte lügen die Herren nicht, Herr General, wie Ihr schon längst wohl habet ahnen müssen,“ erwiderte der Verbrecher ohne die geringste Beschämung, „denn es war mein sehnlichster Wunsch, mich an den Heidelbergern zu rächen für den Schimpf, den sie mir einst anthaten, und für die Kränkungen, die ich im Carmer'schen Hause erlitten. Ich bedauere, daß der Teufel mich zum Narren gehabt und mir den Genuß befriedigter Rache verweigert. Es wäre für mich eine Wonne gewesen, mich an dem Jammergeheul dieser übermüthigen Stadt laben zu dürfen, aber meine Rache werden die Feinde übernehmen und sie werden mit Wucher die Schuld heimzahlen, mit Wucher,“ setzte er mit einem wahrhaft teuflischen Lachen hinzu. „Meine Seele wird noch in der Hölle frohlocken, wenn ich die Ehre habe, des Teufels Gast in seiner heißen Küche zu werden.“

„Dieser Ehre werdet Ihr bald theilhaftig werden,“ sagte Alvendel. „Herr General, wir gemahnen Euch an das gegebene Versprechen, den Menschen nicht zu schonen, so er eines Verbrechens überführt würde. Die Strafe eines Spions, überdies eines Bluthundes wie dieser ist —“

„Daß man ihn aufhängt oder erschießt,“ ergänzte frech Franz selbst. „Ihr seht, ich kenne die Gesetze und bitte nicht um mein Leben, nur hoffe ich, werden Euer Gnaden mir aus alter Freundschaft die Wohlthat erzeigen, mich durch die Kugel sterben zu lassen.“

„Nie!“ rief laut und zornig Obrist Schönbeck aus, „das wäre eine Schmach für den Militärstand. Schurken, wie Du bist, gebührt nur der Galgen.“

„Mit Verlaub, Herr Obrist,“ sprach der Bürgermeister entschieden, „dieser Mensch ist mehr als Spion und Schurke, auch der Mörder seines Weibes und Kindes, und beabsichtigte ebenfalls seinen Diener im Keller jämmerlich verschmachten zu lassen. Ich reclamire ihn im Namen der Civilgesetze, daß er als dreifacher Mörder einem Verhöre unterworfen und nach dem den Tod eines Mörders erleide, gemäß dem Urtheile unsers erlauchten Kurfürsten und seiner Gerichtsbehörden.“

Der Verbrecher zeigte bei dieser Erklärung zuerst eine Anwandlung von Besorgniß.

„Euer Gnaden werden es nicht gestatten," sprach er Heydersdorff bedeutsam anblickend, „ich bin einzig der Gefangene des Commandanten dieser Stadt, mein Verbrechen als Spion hat nichts mit der Civilbehörde gemein."

„Gewiß nicht, aber man beschuldigt Euch eines andern Verbrechens," wandte der General sichtlich befangen ein.

„Es ist eine niederträchtige Lüge!" rief Franz aus, „ersonnen, um mich noch mehr mit Schmach zu bedecken, ehe ich aus der Welt gehe! Ich bin bereit einen heiligen Eid abzulegen, daß ich nichts von dem verstehe, wessen man mich beschuldigt. Ich habe kein Weib mehr und kein Kind, ich weiß nicht, was aus ihnen wurde, als sie mich an jenem Tage verließen. Mein Diener ist, wie ich berichtete, aus meinem Hause entflohen und hat noch dazu mein Geld mitgenommen."

„Um Vergebung, ich bin weder entflohen, noch bin ich ein Dieb," sagte hier ein junger Mann, der vortrat.

„Peter!" stieß der Verbrecher bestürzt aus. „Woher kommst Du?"

„Ei, Ihr werdet es wohl wissen," antwortete

Peter, „denn Ihr pflegt ein gutes Gedächtniß zu haben. Aus dem tiefen Keller komme ich, wohin Ihr mich unter dem Vorwand locktet, mit Eurem armen eingesperrten Weibe Trina zu unterhandeln, damit sie Eure Schandthat nicht verrathe, noch Euren wahren Namen. Ich würde nicht heute gegen Euch zeugen, wenn Ihr nicht auch mein Leben bedroht und mir das wenig freundliche Schicksal zugedacht hättet, mit Eurem Weibe und Kinde von den Ratten und Molchen verzehrt zu werden."

„Du lügst! Du bist erkauft, um mich dem Tode zu überliefern, um mein Geld Dir zuzueignen. Aber Du hast falsch gerechnet, Bursche, mein Geld ist da, wo weder Du, noch einer hier es auffinden werdet. Ha, ha, ha! Mein Schatz ist gut verwahrt, nur der Teufel kennt den Versteck!"

„Die Folter wird Euch schon zwingen, den Versteck anzugeben," bemerkte der Syndikus, „und ebenfalls, daß Ihr Euer Verbrechen gesteht. Euer Gnaden verlangen aber wohl noch deutlichere Beweise der Ruchlosigkeit dieses menschlichen Ungeheuers."

„In der That ja, es wäre nothwendig."

„Sie sind zur Stelle," antwortete der Syndikus.

„Geruht nur fünf Minuten zu warten, Herr

Commandant," antwortete der Gastwirth Belier, worauf er den Saal verließ.

Tiefes Schweigen trat ein während der folgenden Pause des Verhörs. Heydersdorff blickte vor sich nieder; das Gewissen mahnte ihn fürchterlich in dieser Stunde, wo er ein Todesurtheil über einen Mann fällen mußte, mit dem er sich in solch strafbarer Weise verbunden. Wurde der Verbrecher der Behörde übergeben, dann mußte auch sein Bündniß mit den Falschmünzer laut werden, eine That, die ihn als kaiserlichen Offizier nicht allein in den Augen der Städter herabsetzte, sondern ihn auch dem Tadel des Kaisers und des geistlichen Ordens aussetzen würde, dem er angehörte. Nein, unter keiner Bedingung durfte Franz den Händen der Civilbehörden überantwortet werden, dem mußte er vorbeugen, koste es auch Opfer.

Der Verbrecher las wohl in dem Herzen des Commandanten, denn seine Augen hafteten mit hämischer Schadenfreude auf dessen ängstlich-ernstem Antlitz.

Plötzlich schrak der Commandant heftig zusammen. Zwei Männer, mit dem Syndikus voraus, trugen eine bedeckte Bahre in den Saal und stellten sie dicht vor dem Tische nieder, wo Heydersdorff

saß. Ohne ein Wort hob der Syndikus das Tuch ab und ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen aller Anwesenden, mit Ausnahme der wenigen Vertrauten. Der Verbrecher selbst wich mit allen Zeichen des höchsten Schreckens einige Schritte zurück. Aber der Bürgermeister und Belier faßten ihn mit kräftigen Händen und führten den fast Betäubten bis dicht vor die Bahre.

„Erkennt Ihr jetzt noch Euer armes Weib und hier in diesem Särglein die Leiche Eures schönen Kindes; das Ihr im Keller Hungertodes sterben ließet?" fragte Cruget strenge. „Ich weiß, Ihr glaubt an keinen Gott, aber hier liefert dieses todte Kind, dieses sterbende Weib Beweise, daß ein allsehendes Auge auch das geheimste Verbrechen sieht. Trina!" wandte er sich der leblos daliegenden bleichen abgemagerten jungen Frau zu, die mit starrem Auge dalag, „ich fordere Dich auf, daß Du im Namen Gottes und im Hinblick auf die nahe Ewigkeit bezeugest, Dein Mörder war Dein angetrauter Gatte, der Vater Deines Kindes, und daß Johannes Carmer rein geblieben ist von jeder strafbaren Verbindung mit Dir nach Deiner Verheirathung?"

Plötzlich belebte sich das starre Auge der Sterbenden, die Lippen bewegten sich, ohne daß ein

Wort verstanden werden konnte. Zögerte sie noch den Gatten anzuklagen, ihn zu verdammen?

„Trina!“ redete sie der Bürgermeister wieder dringender an. „Der Bösewicht, der Dein Gatte war, hat nicht nur Euch Beide dem Tode preisgegeben, seine freche, gottlose Zunge hat auch Deinen reinen Namen mit Schande gebrandmarkt, und Schmach und Unehre auf Deine ganze Familie gehäuft, indem er behauptete, Dein Kind sei ein Bastard, in sträflicher Liebe mit Johannes Carmer erzeugt. Soll Dein ehrwürdiger Vater seiner Tochter nach dem Tode fluchen müssen, als einem entehrten Geschöpf?“

„Nein, nein,“ sprach jetzt die Kranke, mit äußerster Anstrengung ein wenig den Kopf erhebend, „ich will nicht mit einer Lüge sterben. Franz! Gott sei Deiner Seele gnädig und vergebe Dir, wie ich Dir den Tod unsers Kindes vergebe. Er verstoße mich aus seinem Himmel, wenn ich je die Treue gegen Dich brach!“

Sie sank wieder zurück, die letzte Kraftanstrengung hatte sie erschöpft. Die Brust hob sich krampfhaft, die Augen wurden mit jeder Secunde starrer, dann gläsern, unbeweglich hafteten sie auf dem Antlitze des bleichen, heftig erschütterten Verbrechers.

„Sie ist todt, die Arme hat ausgelitten,“ sprach

bewegt der Bürgermeister und zog das schwarze Bahrtuch über die Leiche.

„Todt, nein sie ist nicht todt!" stieß Franz aus, „Ihr lügt Alle, ich habe mein Weib nicht gemordet, es ist eine Lüge," wiederholte er wie im Wahnsinne, die Faust ballend. „Schweigen sollte sie, sonst nichts, damit ich mich an der spröden Dirne des Goldschmieds Töchterlein rächen konnte. Ich wollte die Liese zum Altar führen und dann ihr erklären, daß ich ein Weib schon gehabt, daß sie, die stolze Spröde, nur meine Buhlerin wäre."

„Gott im Himmel, es kommt immer Schlimmeres zum Vorschein," sagte Heydersdorff sich hastig erhebend. „Mensch, was hatte das engelgute Mädchen, die Jungfrau verschuldet, daß Du sie so erniedrigen wolltest?"

„Rächen wollte ich mich an ihr, an Allen im Carmer'schen Hause. Diese da," er deutete auf die Bahre, „hatte nichts verschuldet, ihr einziges Verbrechen war, daß sie mich liebte."

In heftiger Aufregung warf er sich jetzt neben der Leiche nieder.

„Trina, vergieb mir Deinen Tod, den Tod unsers Kindes, ich glaube, daß es einen Gott giebt, bitte ihn für mich um Gnade, aber," setzte er plötzlich mit veränderter Stimme hinzu, „möge Fluch und

Verderben über die Stadt kommen, wo ich zum Verbrecher wurde und meine Seele den Teufel verkaufte. Fluch über Alle, sage ich, möge jedes Haus in Heidelberg zu einem Haufen rauchender Steine werden!"

„Bereuet lieber Eure Sünden, als daß Ihr mit Flüchen Eure Schuld noch vergrößert," sprach Cruget.

„Ich habe nichts zu bereuen, ich beklage nur den Tod dieser beiden Unschuldigen," sagte Franz sich erhebend. „Führt mich zum Tode, sei es zum Galgen, sei es, daß Ihr mich lebendig rädern lasset, ich bin in Eurer Gewalt. Aber noch einmal verkündige ich Euch, daß ich nicht der Einzige bin, der dieser Stadt Verderben geschworen oder Elend über sie bringen wird. Die Stunde ist nicht mehr fern, in der ich blutig gerächt werde."

Hier unterbrach einer der Soldaten das weitere Gespräch. Er meldete, daß eine große Masse von Bürgern in den Burggarten und Schloßhof gedrungen sei, die wüthend verlangten, daß man ihnen die todte Frau zeige und den Mörder herausgebe."

„Nun, General, warum zögert Ihr?" fragte Franz mit einem herausfordernden Blicke. „Besser ich sterbe durch die Knüttel des tollen Volkes, als daß ich langsam die Qual des Räderns erdulde!

Seid gnädig, General, laßt mich nicht martern, das ist meine einzige Bitte."

Heydersdorff wäre wohl nicht abgeneigt gewesen, diesem Gesuche nachzukommen, da er gewiß sagen konnte, das aufgeregte Volk würde rasch Justiz ausüben. Aber dagegen protestirten alle Anwesenden, man wollte von dem Verbrecher Aufklärung über die Mitglieder des Complotes und über die Verbindungen der geheimen Spione in der Stadt selbst sich verschaffen. Heydersdorff schlug hierauf vor, den Gefangenen bis zum Verhöre in einer der Casematten des Schlosses verwahrt zu halten, aber auch dieses fand lebhaften Widerstand. der Bürgermeister und alle bürgerlichen Beamten verlangten, daß der Verbrecher im Stadtgefängniß untergebracht und nur von Bürgern bewacht würde.

Heydersdorff durchschaute wohl den Argwohn, den man gegen ihn hegte und daß man ihn für fähig erachtete, die Flucht des Verbrechers zu bewirken. Ohne sich noch mehr zu compromittiren mußte er einwilligen, daß Franz der Behörde übergeben ward. Sogleich entfernten sich der Bürgermeister, der Syndikus und einige Offiziere, mit der Bahre der Leichen, um das aufgeregte Volk zu zerstreuen und es zu bewegen, daß es unangegriffen den Verbrecher in das Gefängniß bringen

ließ. Dadurch blieben nur wenige Männer im Zimmer, zwei Soldaten hüteten den Ausgang, die andern Herren redeten leise in kleinen Gruppen mit einander, der Verbrecher stand aber von dem General einige Schritte entfernt; schnell besonnen benützte der Erstere die günstige Minute, wo er sich unbeachtet sah, und flüsterte dem Franz hastig die Worte zu:

„Verlangt im Gefängniß einen Beichtvater aus unserm Kloster und baut auf meine Hülfe!"

Der Gefangene beugte rasch das Haupt, zum Zeichen, daß er es verstanden habe und den Rath befolgen werde, worauf Heydersdorff sich zu seinen Offizieren begab.

„Meine Gegenwart ist nicht mehr nöthig bei dieser für mich unangenehmen Affaire, meine Herren. Ich überlasse es Euch, für den Gefangenen zu sorgen und die Herren der Stadt abzuwarten. Was weiter in der Sache zu besprechen, soll mir gemeldet werden. Einstweilen aber ertheile ich Euch, Herr Adjutant, den Befehl, strenge darüber zu wachen, daß der Gefangene schonend behandelt werde, sowie daß er ohne meine Anwesenheit nicht verhört werden darf. Ich werde die Sache ins Hauptquartier melden und dort Anfrage stellen, ob er als Spion nicht ausschließlich dem Militär=

gerichte anheimfalle. Vergeßt nicht, diesen meinen ausdrücklichen Willen dem Bürgermeister und den Regierungsräthen kund zu thun."

Nach diesen Worten verließ er das Audienzzimmer. Nach kurzer Zeit kehrten die Stadtherren zurück und berichteten, daß Alles draußen geordnet sei, und sie ersuchten um eine militärische Begleitung für den Gefangenen.

„Wohin soll er gebracht werden, in das Gefängniß am Thore oder in das Rathhaus?"

„In keins von beiden," lautete die Antwort, sondern in den Hexenthurm. Dort ist er am Sichersten verwahrt und eine Flucht nicht möglich; ebenso fest dürfen wir auf die Treue und Unbestechlichkeit des Schließers rechnen, was vor drei Jahren nicht der Fall war; wie Ihr vernommen, gelang es dem Gefangenen damals aus seiner Haft zu entkommen, weil der Schließer und die Wache bestochen wurden."

Zwei Tage nachdem Franz in den Thurm gebracht worden, wo er mit einer starken Kette um den Leib an der Mauer seiner Zelle angekettet wurde, fand das feierliche Leichenbegängniß Katharina's und ihres Kindes statt. Es war ein unübersehbarer Zug von Männern und Weibern aus allen Ständen, welcher langsam durch die

Hauptstraße dem Kirchhof zuschritt. Den Sarg trugen der Vater der Verstorbenen, der Gastwirth zum Ritter, Johannes Carmer und Balthasar. Frauen und Mädchen hatten denselben reich mit Kränzen geschmückt und führten am Arme noch kleine Weidenkörbchen mit Blumen, die sie der Vollendeten ins Grab mitgeben wollten. Es erschien zwar fast als eine Ironie, daß man die Unglückliche unter Blumen und Kränzen bettete, deren Lebenspfad so blumen- und freudenleer gewesen war. Aber etwas Anderes kann man den Vollendeten nicht ins dunkle Grab mitgeben und gerne wählt man als sichtbares Zeichen der Liebe oder Verehrung das Schönste, was die Welt bietet zum letzten Gruße, die reinen Kinder der Natur. Alle Glocken von den Hauptkirchen läuteten feierlich dumpf und eintönig; ihr Klang drang auch in das finstere unheimliche Gefängniß und wohl auch bis ins Herz des Mörders, denn man hatte ihm Tag und Stunde gemeldet, in der Hoffnung, seine verstockte Seele zu erweichen, daß er Reue fühlen und ein freiwilliges Bekenntniß ablegen möge.

Ursprünglich Protestant, hatte Franz sich später zum Katholicismus bekehrt, wie wir wissen. Es erregte daher keine große Verwunderung, als am Abend nach der Bestattung seiner Gattin ein Mönch

sich bei der Wache einfand und zum Gefangenen geführt zu werden verlangte. Die Bürgerwache zögerte noch, ohne schriftliche Erlaubniß den Mönch einzulassen. Dieser aber zog einen Brief hervor, welcher von dem katholischen Kirchenrath und von dem Bürgermeister selbst unterschrieben war.

Die vorgewiesene Schrift beseitigte sofort die Anstände der wachhabenden Bürger, und der Schließer erhielt Befehl, den Beichtvater in die Zelle zu führen, diese jedoch von Außen zu bewachen, bis der Mönch die Zelle wieder verlassen haben würde. Es war dies um so nothwendiger, da der folgende Tag zum Verhör, vielleicht zur Anwendung der Folter bestimmt worden war, denn von Heilbronn war die Weisung gekommen, den Verbrecher als Mörder der Civilbehörde zu übergeben.

Der Schließer befolgte gewissenhaft die Befehle. Nach Verlauf einer Stunde erschien der Mönch wieder und verließ den Gefängnißthurm ohne sich aufzuhalten.

Einige Stunden später trug der Schließer die Brodsuppe dem Gefangenen hinein. Derselbe lag auf seinem Lager, das Gesicht mit einem Tuche bedeckt, die Brust athmete schwer, als ob er weine.

„Der Mönch scheint ihm recht ins Gewissen geredet zu haben,“ sagte der Schließer nachher zu

der Wache, „er ist ganz zerknirscht und weint wie ein Kind, habe ihn daher gar nicht angeredet.“

Aber am folgenden Morgen erschrak der gute Mann nicht wenig, als er den Gefangenen in derselben Stellung erblickte, das Gesicht noch verhüllt. Von einer bangen Ahnung erfüllt, reißt er das Tuch ab, beleuchtet das Gesicht mit seiner Lampe und stößt einen durchdringenden Schrei aus, der die nächste Wache sofort herbeiruft.

Franz war starr, er mußte bereits seit dem vorigen Abend todt sein, das entstellte Gesicht war grauenvoll anzublicken und verrieth allzu deutlich, daß der Unglückliche sich der weltlichen Strafe durch einen Selbstmord entzogen. Ein kleines Fläschchen, in der krampfhaft geschlossenen Hand, enthielt noch einige Tropfen Gift.

Aber wer war der Mönch gewesen, der ihm das Gift zugestellt, oder zu trinken beredet hatte? Der Erlaubnißschein wies sich auch bald als gefälscht aus, sammt den Unterschriften. Beide Herren erklärten auf ihr Ehrenwort, keine Erlaubniß ertheilt zu haben, da sie den Besuch eines Mönchs niemals zugestanden hätten, ohne vorher zu wissen, welcher Brüderschaft derselbe angehöre.

Der Verdacht, daß Heydersdorff bei der Sache im Spiel gewesen, erhob sich zwar in jeder Brust,

aber Niemand wagte laut eine Anklage zu erheben, selbst patriotische Ehrenmänner wie Dörpp, Alvendel und Andere meinten, es sei im Grunde besser, der Elende habe sich selbst gerichtet, denn die Klugheit erfordere es in den unsichern Zeiten, daß kein offener Zwiespalt zwischen der Stadt und dem Militär obwalte. Den Leichnam fuhr am Abende der Henker auf einem Schinderkarren nach dem verfallenen Kirchhofe der kleinen St. Anna-Kirche in der Vorstadt und begrub ihn dort ohne Sang und Klang.

Heydersdorff erwähnte des räthselhaften Todes gar nicht mehr, nachdem die erste Sensation verstummt war, und seine Umgebung that ohne Befehl das Gleiche. Niemand als der Prior des Capuzinerklosters wußte, für wessen Seelenheil einige Tage hinter einander Todtenmessen von ihm gelesen wurden.

Das Andenken an den Bösewicht erbleichte bald, nur das Grab seiner Opfer blieb den Heidelberger Frauen und Jungfrauen lange heilig und man sah dort oft die beiden Mädchen Käthchen und Elisabeth in Gesellschaft Martha's oder des alten Dörtchen in wehmüthiger Liebe verweilen und einen frischen Kranz von grünem Laube auf das einfache Kreuzlein hängen.

## Neuntes Capitel.

### Ein freundlicheres Capitel.

---

Sommer und Herbst vergingen unsern Freunden theils in heiteren, theils in wehmüthigen Erinnerungen und Sorgen für die Zukunft, denn noch immer waren die Feinde in einem Theile der Pfalz und des Elsasses die Herren und es kam von Seiten der Alliirten zu keinem decisiven Coup. Ludwig XIV., obgleich hartbedrängt, namentlich durch seine leeren Schatzkoffer, sowie die Bitten der Maintenon und der Herzogin von Orleans, die zum ersten und letzten Male mit einander einig waren, sehnte sich zwar aufrichtig nach dem Frieden, war jedoch nicht geneigt seinem Hochmuthe ein Opfer zu bringen und dem ungerechten Kriege zu entsagen. Louvois stachelte immer wieder von Neuem den Ehrgeiz des blasirten Königs auf, das

einzige Gefühl, welches ihn jetzt einigermaßen belebte und aus seiner geistigen Apathie aufrüttelte. Die Nachricht, daß der tapfere Herzog von Oranien, nach der Vertreibung seines Schwiegervaters Jacob, Königs von England, sich in Person an die Spitze einer Armee gestellt habe und Frankreich ernstlich den Krieg ankündigte, erregte eine sehr entmuthigende Sensation unter der französischen Nation.

„Sire, bedenket, ganz Europa erhebt sich gegen uns," mahnte die Maintenon betreten.

„Sei es so. Ich fürchte die Mächte Europa's nicht, la grande nation peut tenir tête à tous!" lautete die Antwort des stolzen Autokraten.

Trotz dem Mangel an Geld ließ er seine Küsten befestigen, neue Armeen decretiren und litt nicht, daß das Geringste am Hofe eine Erschränkung oder eine Veränderung erfuhr. Die kostbarsten, verschwenderischsten Hoffeste mußten zu Ehren der vertriebenen Stuart dienen, und um seine Gastfreundschaft noch deutlicher zu zeigen, seine Sympathie für den unwürdigen, unköniglichen König an den Tag zu legen, wurde diesem das Schloß St. Germain zur Wohnung angewiesen, im Voraus eine reiche Garderobe für König und Königin beordert, eine königliche Haushaltung eingerichtet und überdies Beiden eine bedeutendes Jahrgehalt aus-

gesetzt. Diese Gastfreundschaft wurde so zu sagen zwar aus der Privatschatulle Ludwig's bestritten, aber die Gelder wurden bekanntlich durch Steuern der Nation abgepreßt. Dabei übernahm Ludwig noch das Amt eines Beschützers oder Rächers, und wollte England zwingen den Vertriebenen wieder in seine Rechte einzusetzen, als die protestantische Nation einstimmig den protestantischen Wilhelm von Oranien zum Nachfolger zu erwählen wünschte. Schließlich beredete ihn Louvois, sich in Person an die Spitze einer Armee gegen Oranien zu stellen, weil, „wie er behauptete, die bloße Anwesenheit des glorreichen Königs seinem Heere den Sieg zusichern müsse." Diese Nachrichten, welche nur unklar nach Heidelberg drangen, sowie die stete Ungewißheit über die Bewegungen der Feinde, trug nicht dazu bei, die Gegenwart, noch weniger den Blick in die nächste Zukunft für die Pfälzer zu erhellen. Noch immer wirkte der Krieg deprimirend auf alles Gewerbe und auf die Bürger, welche obendrein unter den Erpressungen Heydersdorff's seufzten. Für den jungen Carmer war aber die Entdeckung, daß Prinz Antonius keineswegs den werthvollen Tafelaufsatz bestellt hatte, sowie daß das übergebene Geld aus falscher Münze bestand, ein harter Schlag für seine kühnen Liebeshoffnungen gewesen. Der

einträgliche Weinberg, seines Vaters größte Freude, mußte um ein Spottgeld verkauft werden, damit Johannes das bestellte Silber bezahlen konnte.

Balthasar hatte bald nach der Beerdigung Katharina's auf seine eheliche Verbindung gedrungen, da er nicht ewig Bräutigam und Junggeselle zu bleiben wünsche, er sei jetzt gesetzt genug, meinte er, um mit Anstand und gehöriger Autorität die Würde eines Familienhauptes zu bekleiden.

Aber bei Käthchen wurde er auf das Entschiedenste noch aufs Warten vertröstet, denn dem liebevollen Gemüthe der Jungfrau widerstrebte es glücklich zu sein, so lange Johannes und Elisabeth auf ein ähnliches Glück verzichten müßten, und der junge Goldschmied sah nur zu deutlich ein, daß er nicht im Stande sei, eine Familie zu ernähren, noch weniger seine geliebte Elisabeth mit dem häuslichen Comfort zu umgeben, den er ihr jetzt noch als Schwester und Braut geben konnte.

Unter diesen zweifelhaften Auspicien nahte sich das schöne Weihnachtsfest, und es wurde mit gemeinschaftlicher Kasse beschlossen, an diesem Feste eine Anzahl der völlig verarmten Bürgerfamilien durch Gaben zu erfreuen. Der Bescheerung folgte ein ein einfaches, aber solides Mahl für die hungrigen Leute. Der Müller Hannes, welcher jetzt viel von

seinem barschen, düstern Wesen abgelegt hatte, und oftmals die beiden Familien nach der Tagesarbeit besuchte, steuerte nicht nur reichlich zu diesem Liebeswerke der jungen Leute bei, in Geld und an Mehlvorrath, sondern er bestand darauf, daß Alle der Bescheerung in seinem Hause beiwohnten, die er seinen Knechten gewöhnlich gab.

Die Vorbereitungen zum Feste nahmen in den letzten Wochen alle Herzen und Hände in Anspruch. Nur die gute Gertrud unterließ das angestrengte Spinnen nicht und brachte oft halbe Nächte am Spinnrade zu. Auf das Frühjahr sollte ein schönes Stück feiner Leinwand gewoben, gebleicht und in Holland durch Johannes' Freunde zum Besten des allgemeinen Ranzionsfonds für die gefangenen Geißeln verkauft werden. Auch Balthasars Mutter spann fleißig und angestrengt zu demselben Liebeszwecke. Dazumal standen den Frauen und Mädchen keine so verschiedenartigen Gewerbszweige zu einer selbstständigen Existenz offen, wie jetzt. Anders vermochten die gebildeteren Nothdürftigen kein Geld zu erwerben als durchs Spinnen, theilweise auch durch das Weben seidener Tücher an leichtern Webstühlen, oder durch die Cultur feinen Hanfs, den sie den durchreisenden Händlern verkauften.

Wir wollen uns nicht bei der schönen erhebenden

Festspendung der Armen im Carmer'schen Hause aufhalten, noch bei den dankbaren Gästen, um ihre unter Thränen gestammelten Danksagungen und Segnungswünsche zu belauschen, sondern versetzen uns am heiligen Abende selbst in die Wohnung des geheimnißvollen Müllers Hannes. In der Mühle, welche viele Leute mit einer gewissen Anwandlung von abergläubischer Furcht betraten, sah es freundlich und heiter aus. Martha, welche überhaupt seit der Befreiung Katharina's auf freundschaftlichem Fuße mit dem „schwarzen Hannes" gestanden, war von diesem ersucht worden, seiner kränklichen Wirthschafterin in den Vorbereitungen beizustehen, wogegen er entschieden die angebotene Hülfe der beiden Jungfrauen, Käthchen und Elisabeth, ablehnte. Martha that aber sehr geheimnißvoll mit ihren Geschäften in der Zaubermühle, ja es kam sogar vor, daß sie zwei ganze Tage ausblieb und nachher gestand, sie habe im Auftrag des Hannes nach Mannheim gehen müssen, mit einem der Schifferboote. Von welcher Art dieser Auftrag gewesen, erfuhren die Neugierigen aber nicht, nur daß er nicht unangenehm gewesen, sondern erfreulich, bewies Martha's lächelndes Auge und ihr lebhafteres Wesen.

„Wenn ich nur ahnen könnte, was der Müller

vorhat,“ sagte Käthe zu ihrer Mutter, nachdem sie von der Bescheerung im Carmer'schen Hause zurückgekehrt waren. „Kein Wörtchen darüber ist der Martha zu entlocken, aber ich vermuthe, es giebt eine frohe Ueberraschung für des Müllers «Herzblättle» und folglich für Johannes zugleich.“

„Bist Du eifersüchtig?“ fragte Gertrude lächelnd, sich wieder an ihr Spinnrädchen setzend.

„Eifersüchtig! behüte Mütterchen, das wäre ja abscheulich von mir. Bin nur neugierig, was aus der Geheimnißthuerei herauskommt!“

Darauf schwieg sie. Nach einiger Zeit ließ aber Käthchen die Näharbeit auf den Schooß fallen, und sagte abermals:

„Hör' Mutter, fällt Dir nicht auf, wie intim Martha mit dem Hannes geworden ist, und wie Beide sich so sehr höflich — so sehr ehrerbietig gegen einander benehmen, besonders wenn Beide französisch mit einander parliren.“

„Nun, daß sie französisch reden, ist nicht zum Verwundern,“ meinte Gertrud, „der Müller war ja sein halbes Leben lang in Frankreich Mühlenbesitzer, ehe er seines Glaubens wegen flüchten mußte. Der Martha macht es Freude, scheints, wenn sie die Sprache noch reden darf. Das gute, liebe Geschöpf! Wie wollte ich mich freuen, wenn

sie es erlebte, die beiden jungen Leute glücklich verehelicht zu sehen."

„Ich sehe nicht ein, warum sie sich nicht schon verheirathet haben," warf Käthchen ein. „Wenn sie auf die Genehmigung von Elisabeth's gefangenem Vater rechnen, da kommen sie wohl nie an den Altar. Wer weiß, wie lange schon der arme Marquis in seinem Kerker gestorben ist. Natürlich wird man es verhindern, daß darüber Jemand Kunde erhält, weil es dem Könige sehr willkommen sein muß, einstweilen noch die Güterrevenuen selbst einzustecken. Martha sollte lieber nach Frankreich gehen und sich an Ort und Stelle erkundigen. Lebt der Marquis nicht, dann können wir alle Hochzeit halten, Mütterchen. Der Vater wünscht es, wie er in seinem Zettelchen sagt, den Dir der Jude aus Straßburg mitbrachte."

„Ja! er wünscht es — aber Du willst ja nicht."

„Ich bring's nicht über's Herz, Mutter, — der Liese wegen — aber freilich, wenn es nicht bald eine Entscheidung giebt, muß ich doch allein daran. Balthasar läßt sich nicht lange mehr vertrösten; bis zum Mai soll dann absolut Hochzeit sein, Mutter, weil Ihr es Beide begehret, der Vater und Du."

„Hab Dank, mein liebes Kind, für diesen Trost. Ist das liebste Weihnachtsgeschenk, was Du mir

bescheeren könntest; die Aussteuer ist lange schon fertig."

„Dank Deiner treuen Liebe und Deinen lieben fleißigen Händen, die spannen, während ich Leichtsinnige scherzte und die Zeit vertändelte. Ach, welch' ein Segen ist doch eine Mutter, wie die meinige," rief das junge Mädchen aus, flog auf Gertrud zu, küßte und liebkoste sie, bis diese mit Thränen der Rührung sagte:

„Nun, nun, ist genug geliebkost, Du unbändiges Ding! Für wen hätte ich spinnen sollen, als für mein einziges Kind, für mein Röschen!"

„Röschen — Mutter!" lachte Käthchen auf. Ei, Du vergissest, daß ich jetzt eine voll aufgeblühte Rose bin, kein Röschen mehr. Kommenden Sommer werde ich volle einundzwanzig Jahre alt! Ist das nicht schrecklich, Mutter? Mich schaudert's ordentlich, wenn ich daran denke, wie viele Jahre ich schon gelebt habe! Da thut's wahrlich Noth, daß ich bald heirathe, sonst bekommt mein guter Balthasar nur noch eine verblühte Rose an den Altar zu führen, und an meinem Ehrentage möcht' ich doch noch zum letzten Male hören, wie man mich «die Rose von Heidelberg» nennt — klingt gar zu hübsch!"

„Das bleibst Du noch lange," sagte Gertrud

in leicht verzeihlicher Eitelkeit, das reizende Töchterchen betrachtend.

„So, meinst, ich nähme mich nicht gar zu abscheulich als Frau aus?“ sagte Käthchen. Komm, leihe mir ein wenig Dein Häubchen, lieb Mütterchen, sollst sehen, wie ich damit aussehen werde.“

„So nimm sie selbst ab; ich kann die Zeit mit Deinen Thorheiten nicht vergeuden, ist ja für Deinen engelsguten Vater, daß ich jetzt spinne, und, wenn ich mit in die Mühle hinaus muß, so verliere ich dadurch einen ganzen Abend.“

„O Du gute, treue Seele!“ erwiderte Käthchen mit Innigkeit. „Ich fürchte, ich gebe keine so gewissenhafte Hausfrau für Balthasar ab, als Du für den Vater bist.“

„Er nimmt Dich einstweilen gerne, wie Du bist, und hernach wirst schon gesetzter werden,“ sagte die Mutter.

„Ja, das ist mein Trost, daß er mich immer lieb hatte! Er ist gar erschrecklich gut, der liebe Balthasar, so gut wie Niemand sonst auf der Welt als mein Vater. Aber spinne nur fort, Mütterchen, ich hole mir Deine Sonntagshaube; darin sehe ich doch hübscher aus, als in Deiner schwarzen.“

„Nein, da setze lieber die Haube von violettem Sammt auf, die ich als junges Weib gleich nach

dem Hochzeitstage und bis zu Deiner Geburt trug," erwiderte die Mutter heiter.

„Köstlich! soll geschehen, und wenn sie mir gefällt, trage ich sie gleich zu meiner Aussteuer hin, denn Du giebst sie mir doch, wenn ich Dich darum bitte?"

„Alles, was Du willst, Kind!"

Nach dieser Erlaubniß verschwand Käthchen in der Nebenkammer, wo in dem ehelichen Schlafgemach die große eiserne Truhe mit den Stahlbeschlägen stand, worin die besten Kleider der Hausfrau und des Hausvaters Hochzeitsrock lagen. Zu jenen Zeiten besaßen die Leute wenig Kleidung, wählten aber dazu so schwere Stoffe, daß sie nicht nur oft den ersten Eigenthümer überlebten, sondern noch der nachfolgenden Generation gleichen Dienst leisteten. Käthchen fand daher zu ihrer kindischen Freude das vollständige Hochzeitscostüm der Mutter vor, die eine reiche Braut war und dem Bräutigam ein schönes Stück Geld in das Geschäft brachte. Bei der Haube ließ es Käthchen nicht bleiben; in ihrem harmlosen Uebermuthe legte sie auch den schweren Rock vom feinsten schwarzen Tuche an, der nur etwas zu lang für ihre kleinere vollere Gestalt sich zeigte. Ueber den jungfräulichen Busen kreuzte sie das schwerseidene bunte Busen-

tuch, befestigte es mit der schwerfälligen silbernen Ankernadel, legte alsdann die breite Spitzenkrause um den schwanenweißen Hals, schmückte sich mit der silbernen Ehrenkette, an der ein goldenes Kreuzchen hing, und nahm noch das große vergilbte Taschentuch in die Hand, welches die Großmutter für die Mutter gesponnen, von allerfeinster Leinwand. Jetzt öffnete sie nach beendeter Toilette die Kammerthür und trat mit erkünstelter Gravität in das Wohnzimmer, blieb aber betreten stehen, als sie Balthasar gewahrte, der inzwischen erschienen war.

„Käthchen, Du tolles Mädel!“ rief Balthasar aus.

„Zu dienen! wollte nur sehen, wie ich mich im nächsten Sommer als ehrenwerthe Matrone ausnehmen werde,“ sagte Käthchen fröhlich lachend. „Gieb mir den Spiegel herunter, Balthasar, damit ich mich beschaue.“

„Bist reizend! Darfst es auf mein Wort glauben,“ versicherte der entzückte Bräutigam. „Ach, wenn nur schon der Sommer da wäre, Käthchen.“

„Kommt noch früh genug,“ meinte Käthchen. — „Gieb mir aber den Spiegel.“

Balthasar gehorchte. Käthchen beschaute sich lange aufmerksam, und nicht ohne sichtliche Zufriedenheit. Sie war schön, zum Entzücken schön in

der ernsten Kleidung. Balthasars Augen strahlten. Die Mutter betrachtete wehmüthig ihr verjüngtes Ebenbild.

„Auch ich war so ein heiteres, lustiges Ding wie Du, Käthchen, als ich den Anzug trug. Das ist aber lange, lange her!“

„Nicht so gar lange, Mütterchen,“ bemerkte Käthchen, „erst zweiundzwanzig Jahre, wenn die Welt ein Jahr nach Deiner Hochzeit die Ehre hatte, mich zu begrüßen; ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt.“

„Nein, es sind vierundzwanzig Jahre seit meinem Hochzeitstage. Uebers Jahr hätten wir unsere silberne Hochzeit gefeiert, wenn mein lieber Mann uns nicht entnommen worden. Ach Gott, wie freuten wir uns miteinander auf das schöne Fest! Wir haben uns immer gleich lieb gehabt; mein Mann hat mir in all' den Jahren nie ein böses Wörtchen geboten. Und jetzt — jetzt — bin ich wie eine Wittwe und er Gefangener!“ setzte sie hinzu, in Thränen ausbrechend.

Käthchen und Balthasar wurden plötzlich ernst, die Letztere trat vom Spiegel weg, faltete die Hände und schaute vor sich nieder.

„Woran denkst Du, mein Bräutchen?“ fragte der junge Mann, ihre Hand ergreifend.

Käthchen blickte zu ihm auf. In ihren schönen blauen Augen glänzten zwei große Thränenperlen.

„Ich dachte, wie viel die Mutter in diesen Kleidern erfahren, schöne und ernste Zeiten genossen und erlitten. Aber ihre Liebe ist sich gleich wie im Hochzeitsgewande geblieben, durch lange Jahre hindurch! Wird es bei uns auch so sein, Balthasar?"

„Du zweifelst daran, an mir und an meiner treuen Liebe, Käthchen?" —

„Nein daran zweifle ich nicht — wohl aber an mir, Balthasar — ob ich je meiner guten Mutter gleichen werde, und Deine Liebe verdienen!"

Freudig überrascht von dieser Kundgebung weiblicher Hingebung und Demuth in der stolzen Braut, schloß der glückliche Bräutigam sie in die Arme und küßte sie mit achtungsvoller Zärtlichkeit. Käthchen fühlte mit feinem Tacte, daß Balthasar sie in diesem Augenblicke wirklich schätzte, und ein unendlich süßes Lächeln umspielte die schwellenden Lippen. Sich sanft seiner Umarmung entwindend, deutete sie aber auf die weinende Mutter und begab sich eilends in die Kammer, die Kleidung abzulegen, welche, anstatt eines heiteren Lächelns, der tiefbetrübten Mutter Thränen entlockt hatte.

Einige Stunden später befanden sich die Mutter

und das Brautpaar, Alle wohl in ihre warmen Mäntel gehüllt und von der Dienerin des Hauses begleitet, welche mit einer großen Laterne voranleuchtete, auf dem Wege nach der Mühle des Hannes, wo die besprochene Bescheerung stattfinden sollte.

Die Gäste wurden angenehm durch den herzlichen Empfang des Müllers, sowie durch den Anblick des mit grünen Tannenreisern und Eichenlaub geschmückten Zimmers berührt. Martha, sowie Johannes und Liese, waren bereits mit Dörtchen anwesend. Nachdem Hammers eingetreten, erschienen die Knechte des Müllers, sämmtlich in ihren reinlichen Sonntagskleidern. In einem zweiten Zimmer sah man eine lange, gedeckte Tafel zum Festmahle hergerichtet.

„Aber wo bleibt der Weihnachtsbaum?“ fragte Käthchen verwundert.

„Im dritten Zimmer; ich habe mehr Räume, als Ihr vermuthet, mein schönes Bräutchen,“ gab Hannes zur Antwort. „Diese Wohnstube wollte ich mir zu einer traulichen Nachfeier frei halten.“

Bald darauf erschien Hannes' Wirthschafterin, welche anzeigte, daß die Lichter angezündet seien. Die kleine Gesellschaft folgte alsdann dem Wirthe in ein hinteres Stübchen, wo ein schöner hoher

Baum mit vielen Lichtern prangte, und auf dem Tische ein reicher Vorrath von Geschenken lag.

Am unteren Ende der Tafel fanden die Mägde und Knechte ihre Geschenke, aus Kleidungsstücken, Geld und großen Rosinenkuchen bestehend. Während die Leute höchlich vergnügt ihre Spenden gegenseitig musterten, führte Hannes seine Gäste an den oberen Tisch. Käthchen und Balthasar erhielten gemeinschaftlich Silberzeug für die künftige Haushaltung, die Braut aber einen vollständigen Hochzeitsanzug, wie es damals noch bei den reichen Bürgern Sitte war, aus dem feinsten Tuche bestehend; dazu Spitzen und ein schönes mit silbernem Schlosse versehenes Gebetbuch für die Trauung. Als aber Hannes die Liese bei der Hand nahm und sie vor einen ganz ähnlichen Anzug führte, nur daß eine prachtvolle, fein gearbeitete goldene Kette nebst Medaillon in Diamanten gefaßt, sich von dem Geschenke Käthchens unterschied, überzog eine tiefe Gluth die feinen Wangen der Jungfrau und senkten sich züchtig verwirrt die lieben Augen. Johannes stieß zu gleicher Zeit einen lauten Freudenschrei aus, der, sehr apropos, Liese aus ihrer Verwirrung riß.

„Was hast Du denn! Was ist das für ein

Brief, der Dich so freudig macht?“ fragten die Freunde.

„Soll ich nicht fröhlich sein!“ jubelte der junge Goldschmied. „Seht her, ein eigenhändiges Schreiben vom Deutschordensmeister Prinzen Antonius!“

„Wie? Ist's möglich! Was schreibt er?“

„Er hat meinen ersten Becher empfangen.“

„Wie, den gestohlenen? Wie war das möglich?“ fragte Balthasar, die Augen weit aufreißend.

„Ich weiß es nicht — aber hier steht es:“

„Die Arbeit ist so superfein und mit großem Geschmacke ausgeführt, daß Wir Uns bewogen fühlen, Euch, lieber Carmer, zu verordnen, daß Ihr den zweiten Becher gleichfalls vollendet, dazu den Tafelaufsatz, von dem uns die Zeichnung gar sinnig erscheinen will, und uns zusendet. Wir bleiben Euch wohl gewogen, lieber Carmer, und haben mit Unwillen von dem Betruge des schlechten Sujets vernommen, der Unseren erlauchten Namen zu seinen Bubenstücken mißbraucht. Anbei folgt eine Summe Geldes zur Anschaffung des rohen Silbers. Ist die Arbeit vollendet, sendet sie mit einem zuverlässigen Boten an meinen erlauchten Bruder, den Kurfürsten — oder besser, Ihr scheuet die Reise nicht und

lasset Euch seiner Durchlaucht vorstellen, denn Wir haben Euch warm empfohlen.

Wir verbleiben Euer wohlgeneigter
Gönner und Beschützer
Antonius rc."

„Das ist Glück in Wahrheit! Aber wem verdankst Du diese Gnade?" fragte Balthasar.

Johannes blickte mit leuchtenden Augen zu dem Müller auf.

„Ich nehme nicht allein Deinen Dank, mein Lieber," erwiderte dieser. „Der erste Gedanke, den Prinzen mit der falschen Ordre bekannt zu machen, entstand in dem guten Herzen des trefflichen Gastwirthes zum Ritter. Der Bürgermeister setzte das Siegel der Stadt unter unsere Declaration und Petition. Darauf gestattete Heydersdorff, daß Trina's Vater, mit einem Passe versehen, den Brief an den Prinzen brachte, und auf demselben diese Antwort mit der schönen Münze zurück. Ist, Gott sei Dank, echtes Gepräge," setzte er hinzu. „Dürft es überall ohne Angst ausgeben, lieber Johannes. An den Gaben von uns Beiden, Martha und mir, für Deine liebe Braut, siehst Du, daß ich der Zuversicht bin, Deine Arbeit werde rasch von Statten gehen und bis znm Frühjahre Dich glücklich an's ersehnte Ziel befördern."

„Ach, das ist herrlich!" rief Käthchen frohlockend aus. „Ich behalte Recht, es wird eine Doppelhochzeit geben." Johannes' Blick unbeschreiblicher Zärtlichkeit ruhte auf dem erglühten Antlitz Liesens, die sprachlos dastand und nicht aufzuschauen sich getraute.

„Nur Geduld, schöne Rose," sprach der Hausherr, „jetzt wollen wir zum Essen gehen und nachher eine Plauderstunde halten — auch gewisse delikate Angelegenheiten besprechen."

„Zuerst möchte ich wissen, von wem diese Kette ist, und wen das liebliche Frauenbild in dem Medaillon vorstellt?" fragte Liese schüchtern.

„Für jetzt will ich Dir nur mittheilen, daß es das Bild Deiner Mutter ist, die sich als Braut malen ließ, zum Geschenk für Deinen lieben Vater," antwortete Martha. „Du siehst dem Bilde sprechend ähnlich, Lieschen!"

„Meine Mutter! O wie schön sie ist!" hauchte Liese im Anschauen des Bildes versunken.

„Sie war eben so gut, als schön — die Mutter aller ihrer Unterthanen," sagte der Müller wehmüthig. „Kein Wunder, daß Dein Vater sie über Alles liebte."

„Wie? Ihr kanntet sie!" rief voll Erstaunen das junge Mädchen aus.

„Ja, ich empfing sie im Schlosse, als das junge Ehepaar von dem Gute der Braut heimkehrte. Ihre liebe, jungfräuliche Erscheinung gewann ihr im Sturme jedes Herz. Sie lebten auch so glücklich wie die Engel im Himmel, bis — — doch wir wollen jetzt nicht hierüber reden," setzte er leiser hinzu, damit er nicht von den Knechten verstanden wurde. „Nachher sollt Ihr Alles vernehmen."

Niemand drang weiter in ihn. Liese aber schlang sich die Kette um den Hals, nachdem sie das Bild geküßt hatte. Der Müller ging mit Martha voran in das Speisezimmer. Während die Uebrigen folgten, flüsterte Käthchen der Mutter zu: „Siehst Du wohl, daß ich nicht Unrecht hatte, als ich Dir heute sagte, der Müller sei von Haus aus kein Müller."

„Ich wußte es schon lange," erwiederte lächelnd die Hammer. „Der Goldschmied ließ gegen Deinen Vater ein Wort fallen und dieser vertraute es mir, aber unter der Bedingung, daß ich das Geheimniß strenge bewahre."

Es war ein fröhliches Mahl, zu welchem sich die Gäste niedersetzten und woran auch die sämmtlichen Dienstboten theilnahmen. Als der Wein nach demselben in dem großen Weihnachtsbecher

herumgegangen war und Alle daraus einen Friedenstrunk nach guter alter Sitte gethan, entfernten sich die Dienstboten und der Müller führte die Gäste in das kleinere trauliche Wohnstübchen, wo Kuchen, Nüsse und süße Weine auf dem Tisch sich befanden.

Eben wollte man sich setzen, da ging die Thüre auf und eine heitere Stimme fragte:

„Sind wir willkommen, Leutchen?"

„Tausendmal willkommen, lieber Herr Bürgermeister!" rief der Müller aus, den beiden Eingetretenen entgegeneilend. „Willkommen, lieber Belier. Ich fürchtete fast, Ihr würdet abgehalten werden. Jetzt ist unser Kreis erst vollkommen."

„Ja, meine Else sträubte sich gewaltig gegen meine Entfernung," sagte Cruget. „Ich setzte ihr auseinander, daß ich heute Abend hier nicht fehlen dürfe, müsse noch Johannes' glückliches Gesicht sehen — und — das Weitere vernehmen. Ich komme doch nicht etwa zu spät?"

„Nein — ich verschob die Mittheilung bis zuletzt."

„Das war brav. Nun, Johannes, wie sieht's in Deinem Herzen aus? Was sagst zu dem prinzlichen Briefe? He, Junge?"

„Ich kann gar nichts sagen, als daß Gott Euch Beide segnen möge, und Freude geben, so lange

Ihr lebt," erwiderte Johannes, die Hände der Freunde drückend.

„Sehr gut, Freund, dann darf ich wohl, wie ich einst versprach, bei der Liese den Brautwerber an der Stelle Deines lieben abwesenden Vaters machen? Hab' schon heute eine Brautschaft eingesegnet." —

„Wie? Eure liebe Tochter?"

„Freilich, freilich! Mein zweites Mädel hat sich den Justitiarius zum künftigen Gatten erwählt," erwiderte Cruget. „Bin recht froh darüber. Soll mit der Hochzeit rasch vorwärts gehen, wie mit der ersten, denn in diesen Zeiten ist ein Hausvater zufrieden, wenn seine Mädels Beschützer haben."

„Auch die Mütter sind froh," sagte Frau Gertrud, „und mein Käthchen will nun endlich auch Hochzeit halten!"

„Bravo! Das heiße ich vernünftig. Aber wir sind durstig und kalt, Müller, nur schnell einen Schluck Warmes her."

„Madeleine besorgt Euch einen gewürzten Wein, wir wollen Alle trinken," erwiderte der Müller; „setzt Euch derweil nieder."

„Ich habe leider nicht lange Urlaub, lieber Hannes," sprach der Gastwirth; „es ist heute Abend Offiziersgesellschaft bei mir, und da dürfte es gegen

zehn Uhr zu lustig hergehen für meine Weibspersonen. Darum will ich Euch bitten, mich bald wieder heimgehen zu lassen. Eine oder zwei Stunden kann ich schon bleiben. Mein Schwager waltet so lange schon im Wirthszimmer."

„Ja, ja, so ist's, und ich muß auch mit ihm gehen, sonst hält mir meine Else noch eine lange Gardinenpredigt. Also, angefangen mit der Erzählung, Freund Müller — und dann feierliche Verlobung."

„Die Erzählung verspreche ich Euch, die Verlobung hängt aber von Liesens Entscheidung ab, oder vielmehr die Hochzeit, denn daß sie Johannes liebt, hat sie eingestanden."

„Ich hänge von dem Willen meines Vaters ab," bemerkte Liese schüchtern.

„Dein armer Vater, liebe Liese, ist von seinen Banden durch Gott befreit worden," nahm Martha bewegt das Wort. „Er starb schon vor einem Jahre, aber erst seit drei Wochen gelangte ich zur Kenntniß seines Todes. Der edlen Herzogin wurde es entweder absichtlich oder aus Versäumniß nicht gemeldet, bis sie meinen Brief und Nachfrage glücklich erhielt. François nahm zwar heimlich einen Brief von mir vor seinem Abzuge mit. Wie es scheint, vermochte er erst nach einem Jahre den Brief

in die Hände der edlen Frau gelangen zu lassen. Vor drei Wochen sprach mich der reiche Jude Ismail auf der Straße an und vertraute mir, daß er ein Schreiben aus Mannheim von dem Gouverneur in seinem Hause liegen habe, den dieser ihm für mich gegeben, als —"

„Der Spitzbube!" unterbrach sie der Bürgermeister, „dacht' ich mir's doch immer, der gehöre zu den Spionen in dieser Stadt."

„Ihr thut dem Manne Unrecht, Bürgermeister, kein Jude würde es gegen uns mit den Franzosen halten. Sein einziges Vergehen ist, daß er Waaren in Mannheim, besonders Spirituosen mit Wucher verkauft. Das darf man ihm nicht zur Last legen. Ich glaube auch, daß er von Heydersdorff dabei den Auftrag hat, die Franzosen dort auszukundschaften."

„Also doch ein Spion — aber thut nichts, erzählt nur weiter, ich brenne vor Neugierde!"

„Ich holte bei dem Juden den Brief ab, und gab ihm dafür einen Empfangszettel, wie es der Gouverneur verlangt hatte. Hier ist nun der Brief, meine liebe Liese."

„Nein, der Inhalt geht uns Alle an," bemerkte der Müller, „wir wollen ihn Alle hören."

„Gut, dann will ich den Inhalt mittheilen," sagte Martha, „er ist kurz genug."

Ma chère amie!

Der Marquis starb voriges Jahr, aber man sagte es mir nicht, Monsieur wußte es auch nicht. Ich bin sodann zum Könige gegangen, in der kleinen Audienz, und habe Se. Majestät gebeten, la fille als Erbin des Vaters anzuerkennen. Se. Majestät versprach, die Affaire zu überlegen, und dies ist der Bescheid, den man mir zu wissen gethan.

Se. Majestät consentirt, die Tochter des Marquis als Erbin anzuerkennen und zu faveur anzunehmen, wenn die junge Marquise, Eure liebe Liese, sich entschließt, nach Paris zu kommen und sich dem Könige vorstellen zu lassen. Sodann aber soll sie entweder einen Gemahl nach der Wahl des Königs annehmen, einen bon catholique natürlich, oder ihr Lutherthum abschwören und katholisch werden. Im anderen Falle, — so Liese nemlich nicht zu den Bedingungen Sr. Majestät ihren Consens giebt, mag sie in Deutschland verbleiben, aber der nächste Cousin ihres Vaters soll vom Könige die Erbschaft antreten, da er katholischer Confession ist. Das ist Alles, was ich gewonnen habe durch meine Supplik,

glaube aber nicht, daß Liese nach Deinem Berichte consentiren wird, darauf einzugehen und ihren Glauben abzuschwören. Meine Meinung ist: es ist besser, einen ehrlichen Handwerker heirathen, den man liebt, und in dem schönen Deutschland bleiben, als hier in Frankreich in Reichthum und Ehren schmachten. Liese scheint ein gut deutsches Gemüth zu haben, darum soll sie in Heidelberg bleiben, denn Ehrlichkeit macht hier in dem falschen, lügenhaften Frankreich niemals Fortune. Ich schließe den Brief. Wollte Gott, er kommt Euch sicher zu Händen. Wegen dem Goldschmidt Carmer kann ich nichts ändern. — Se. Majestät sagt, er müsse mit den Andern gleiches Schicksal theilen, doch haben Se. Majestät befohlen, daß man sie gut tractiren solle.

Ich verbleibe Eure wohlaffectionirte amie

Elisabeth Charlotte
von Orleans.

„Nun, Lieschen, was sagst Du zu dem Briefe?" fragte der Bürgermeister hastig. Johannes war todtenbleich geworden und stand jetzt aufgeregt von seinem Sitze auf. Der Wirth aber faßte seine Hand und zog ihn wieder nieder.

„Ein rechter Mann bangt nicht vor dem härtesten Schlage," sprach er. „Wie Gott will, so

muß Alles kommen, und nicht Anderes mein Freund."

„Die Sache ist zu ernst und wichtig," sprach Balthasar, „es wäre daher eine Sünde, Liese zu einer Entscheidung zu drängen."

„Es handelt sich um kein geringes Opfer," sagte der Müller. „Des Marquis Erbschaft ist eine halbe Million werth."

„Eine halbe Million! Seid Ihr dessen gewiß?" fragte Cruget erstaunt.

„Ja, denn ich war mehrere Jahre der Intendant des Marquis, zugleich aber bin ich sein Milchbruder. Meine Mutter war seine Amme gewesen, und eine Brust gab uns Beiden Nahrung. Ich wurde später der stete Spielgenosse des einzigen Sohnes und nachher, als er majorenn wurde, sein Verwalter, wobei ich sein vertrautester Freund bis zu seiner Gefangennahme blieb."

„Sie verliert also Alles, wenn sie sich weigert, die Bedingungen des Königs anzunehmen?" fragte der Wirth. „Alles verliert sie, nichts wird ihr vom väterlichen Erbe zu Theil," antwortete Martha trübe.

„Ich fürchte, es ist so," bestätigte Hannes. „Der König will die Zahl der protestantischen Edelleute in Frankreich nicht vermehren."

„Dann mag er mein Erbtheil behalten, ich verkaufe meinen Glauben nicht,“ sagte Liese mit Lebhaftigkeit.

„Verwirfst Du auch den erwählten edlen Gemahl, den Se. Majestät Dir in Gnaden zugedacht hat?“ fragte Cruget mit ängstlicher gespannter Miene.

Bei dieser Frage richteten sich alle Blicke auf das junge Mädchen, bis auf Johannes, welcher das Antlitz in den Händen barg und hastig, wie in einem furchtbar heftigem inneren Kampfe, athmete.

„Liese!“ flüsterte Käthchen der Freundin zu, und warf dabei einen mitleidsvollen Blick auf Johannes — „entscheide Dich heute noch nicht, überlege erst reiflich.“

„Nein!“ rief Johannes aus; „laßt sie jetzt gleich das entsetzliche Scheidungswort aussprechen! O, ich wußte, daß es so kommen würde, daß ich sie verlieren würde! O mein Gott, warum bin ich arm, nicht reich, nicht Edelmann! Ueberredet sie nicht, ich will kein Mitleid, will kein Opfer annehmen, das mir aus Erbarmen gebracht wird. Geh' nach Paris, Liese! geh'! — Ich habe Dir keine reiche Heirath zu bieten, keinen Marquistitel! — Nichts, als meine thörichte Liebe!“

Liese erhob sich und schritt auf den Bekümmerten

zu. In ihrer Haltung lag eine ernste, aber weiche Würde, in ihren dunkeln Augen schimmerte ein wunderbarer Liebreiz, lag eine Welt von zarter, jungfräulicher Innigkeit. Sanft legte sie ihre feine Hand auf den Arm des Gebeugten und sprach in einem Tone, der wie der Klang aus einer Aeolsharfe tönte, so süß, so weich, und doch so klar und fest: „Wenn mir nun aber Deine Liebe tausendmal mehr werth als alle Schätze der Erde wäre, Johannes? Würdest Du es als ein Opfer betrachten, wenn ich den Gatten wählte, den meine Seele liebte? Ich entsage feierlich dem reichen Erbe meines Vaters, weil ich Protestantin bin und bleiben will, so lange ich lebe. Willst Du mir Deine Liebe entziehen, Johannes, nun da ich eben so arm bin, als Du selbst?“

„Liese! Verstehe ich Dich recht? Du wolltest — Nein, nein, täusche mich nicht, Du willst nicht des armen Goldschmieds Weib werden!“

„Ich täusche Dich nicht — die Deinige bin und bleibe ich für Zeit und Ewigkeit, so Du mich willst, Johannes.“

„Ob ich Dich will? Großer Gott, Du kennst mein Herz! Du weißt, wie ich sie liebe, daß ich vor Jammer umkomme, wenn Du mich verstößest, verlässest, Liese.“

„Daß sie das nicht thun wird, dafür nimm mein Wort,“ sprach der Bürgermeister lebhaft, — „und damit die Qual ein Ende hat, so befehle ich Dir, Johannes Carmer, im Namen Deines abwesenden Vaters, daß Du diese Jungfrau zur Braut und Gattin nimmst, ihr sofort in unserer Gegenwart Brautkuß und Verlobungsring giebst.“

„Und ich segne den Bund der innigsten Liebe, im Namen Deiner vollendeten Eltern, meine geliebte Nichte,“ setzte Martha hinzu.

„O Gott, ich träume! Deine Hand in der meinigen — als meine Braut, meine künftige Gattin!“ rief Johannes aus. „Ist es wahr? Ist es kein Traum, Lieschen, willst Du in Wahrheit mir angehören?“

„Ewig nur die Deinige!“ sagte leise die Jungfrau, und barg ihr Erröthen an der Schulter des Jünglings.

„O Gott, diese Gnade ist zu groß; ich bin ihrer nicht werth, ich ertrage die Seligkeit nicht!“ stammelte er, umschloß die Braut und brach in Thränen aus.

Die Anwesenden blickten in tiefer Rührung das schöne, edle Paar an. Niemand wagte es in seiner Umarmung zu stören. Nach einer Pause trat der

Müller zu ihnen hin und schob dem Johannes ein feines Ringelchen in die Hand.

„Diesen Ring gab mir Dein Vater, ehe er fortgeführt wurde, damit ich ihn der Braut seines Sohnes in der Verlobungsstunde übergebe.“

„Angesteckt, Johannes!“ rief Cruget wieder heiter aus. „Die Kette angelegt Deinem schönen Vögelchen, und dann trinken wir auf die Gesundheit der Verlobten!“

„Es ist der Trauring Deiner seligen Mutter, Lieschen,“ erwiderte Martha. „Ich gab ihn dem Goldschmied, damit er ihn aufhebe, nachdem er Dich als sein Töchterchen adoptirt hatte.“

Johannes schob mit vor Freude bebender Hand den Ring der Braut an, dann faßte er diese jäh in seine Arme und rief jubelnd aus:

„Jetzt gehörst Du mir, mein Lieschen! — Und muthig wollen wir mit einander unser Lebensschifflein auf dem stürmischen Meere des Lebens führen. Die Liebe, die treueste Liebe soll das Steuer lenken, an allen Klippen und Untiefen vorüber!“

„Bravo!“ rief der Gastwirth aus. „Wenn Liebe und Glauben das Schifflein lenken, wird dasselbe nie Schiffbruch erleiden, mögen die Wellen auch haushoch sich dagegen erheben.“

„Gott sei Dank, Lieschen, daß Du dem Herzen

gefolgt bist," sagte jetzt Käthchen, die Freundin umarmend. „Hast mein Herz aber vor Angst und Bangigkeit heftig schlagen gemacht! Wenn Du Johannes verlassen hättest, um Marquise zu bleiben, weiß der Himmel, ich hätte —

„Nun, was hättest Du gethan?"

„Ei, ich wäre im Stande gewesen, meinen leichtsinnigen Balthasar aufzugeben, um den armen Johannes zu trösten!"

„Kostbar!" rief Cruget aus. „Dafür mußt Du Dich von mir küssen lassen, Mädel. Gott sei Lob und Dank! aber der Balthasar darf Dich behalten, und Johannes braucht keinen Trost von Deinen Rosenlippen. Gute Madeleine, noch einen feinen Glühwein, damit wir vor dem Aufbruche die Gesundheit der Brautleute trinken."

„Und bis dieser erscheint, will ich Dir mittheilen, Lieschen, — denn so darf ich Dich noch als Johannes' Braut fortan nennen, — daß Du nicht ohne Vermögen in das Haus Deines Gatten treten wirst, sondern ihm ein hübsches Sümmchen mitbringst als Heirathsgut."

„Was? — sind die Geheimnisse noch nicht aus!" rief Käthchen lachend.

„Ich will mich kurz fassen," sagte der Müller. „Der Marquis befürchtete längere Zeit, ehe seine

Verhaftung stattfand, daß es so kommen könne, und damit für seine Gemahlin und sein Kind gesorgt sein möchte, vertraute er mir die Stelle im Parke, wo er einen Theil seines baaren Vermögens sorgfältig vergraben hatte. Frau Martha kann bezeugen, daß ich sogleich auf die mir durch den entkommenen Kammerdiener mitgetheilte Verhaftung mich beeilte, Alles, was von Werthsachen forttransportirt werden konnte, aus dem Schlosse zu entfernen und in der Mühle meines Vaters zu verbergen. Die königliche Kommission, als sie eintraf, konnte daher nur das Gut in Besitz nehmen; doch vergönnte die königliche Gnade der Marquise die Wohnung im Schlosse. Es war eine herzzerreißende Zeit für uns Alle. Die Marquise, Lieschens Mutter, starb in Folge des Schreckens, und wir begruben sie mit einem zweiten Kinde, das sie seit sechs Monaten unter dem Herzen trug. Da geschah es, daß Martha von der erst vor einem Jahre vermählten Herzogin von Orleans die Warnung erhielt, mit dem Kinde sich zu retten, da man den König beredete, die Erbin des Marquis in einem Kloster als Katholikin erziehen zu lassen."

„So war es," bestätigte Martha. „Die edle Frau sandte mir zugleich durch einen zuverlässigen Boten einen Empfehlungsbrief an ihre erlauchte

Stiefmutter, die Kurfürstin Louise von Degenfeldt, und diese verwies mich an die Carmer, die aus Frankreich verwiesene treue Kammerfrau der Prinzessin. Das Uebrige weißt Du, mein Lieschen, und wie viel Dank Du dem braven Goldschmied schuldig bist."

„Liese trägt heute ihren Dank mit Zinsen an den Sohn ihres Wohlthäters ab, indem sie sich demselben zur Gattin schenkt," entgegnete Johannes mit einem zärtlichen Kusse auf die Hand der Geliebten.

„Ihr wißt noch nicht Alles," nahm der Müller wiederum das Wort. „Ich gab Martha zwar den Schmuck der Marquise, und was wir von baarem Gelde vorräthig hatten, ehe sie abreiste, aber es blieb noch das in der Erde Vergrabene aufzufinden. Ungeachtet meiner eifrigsten Nachforschungen gelang es mir nicht, den bezeichneten Platz aufzufinden, so lange Martha, die Schwester der Marquise, im Schlosse residirte. Auch durfte ich nur bei Nacht die Ausgrabungen vornehmen, weil mich die Commissäre stets im Auge behielten. Sie mochten wohl ahnen, daß ich vielerlei beseitigt hatte. Wir beschlossen daher, daß ich die Leute täuschen sollte, indem ich um einen Geleitsbrief nach der Hauptstadt bat, wo ich es versuchen wollte, noch ein-

mal meinen Herrn zu sehen. Anstatt nach der Hauptstadt zu reiten, beabsichtigte ich aber, mich in die, eine halbe Stunde vom Schlosse entfernte Mühle meines Vaters zurückzuziehen und von dort aus täglich als Jäger verkleidet, den Park zu durchstreifen. Ich will Euch nicht mit einer umständlichen Beschreibung meiner langwierigen Bemühung ermüden, meine Freunde, — genug, ich fand den Schatz nach einem Jahre und begab mich sogleich auf die Reise nach der Schweiz, denn Martha hatte mir gesagt, sie werde dorthin auf das Gut ihres Vaters ziehen. Urtheilt von meiner Bestürzung, als ich dort müde und halb krank ankam — denn ich war unausgesetzt zu Pferde gewesen — und das Haus leer fand bis auf Madelaine, welche zurückgeblieben war. Aber die gute Madelaine hatte keine schriftliche Adresse für mich erhalten, nur einen mündlichen Ausweis, nämlich: daß Martha sich nach der Stadt geflüchtet, woher die Herzogin von Orleans stammte; den Namen der Stadt hatte sie — als rein deutsch — nicht behalten können."

„Ich hielt mich in der Schweiz nicht sicher vor Verfolgung," berichtete Martha.

„Ich zweifle nicht, daß Ihr das Richtige trafet," erwiderte der Müller. „Ich wechselte nun das aufgefundene Geld zur Hälfte in deutsches um, und

machte mich auf den Weg nach der Pfalz, und namentlich nach Heidelberg. Madelaine nahm ich mit mir bis nach Basel, wo ich sie krank zurücklassen mußte, nachdem ich sie bei einer wackeren Predigersfamilie untergebracht und für ihren Unterhalt etwas Geld hinterlegt hatte. Bei meiner Ankunft in Heidelberg begab ich mich sofort ins Schloß, aber dort wußte mir Niemand etwas von Martha zu melden. Den ganzen Winter irrte ich in der Pfalz wie ein Verzweifelnder umher, die Verlorenen aufsuchend. Als ich nach einem Jahre wieder in Heidelberg einsprach und wiederum Erkundigungen anstellte, erfuhr ich durch den jungen Kurfürsten Karl, daß die Flüchtigen sich in der Stadt befänden, und zwar bei dem Goldschmied Carmer. Der Kurfürst rieth mir aber, mich nicht sogleich dort einzustellen, weil er aus Rücksicht auf die Schwester, die Herzogin von Orleans, nicht wolle, daß es bekannt sei, daß er in seiner Residenz Flüchtlinge beherberge. Seine edle Schwester sei ohnedies nicht glücklich in Frankreich, setzte er hinzu, und habe dort viele Feinde, die sie der königlichen Gunst Ludwigs zu berauben trachteten. Es könne ihr Leid verursachen, wenn man die Martha verrathe. Aus diesen Gründen habe die Schwester der Marquise ihren Namen verändert und sei in Heidelberg nur unter dem Namen

«Martha Baumgartner» bekannt. Das Kind sei in den besten Händen. Der Goldschmied wolle es förmlich adoptiren, ihm seinen eigenen Namen beilegen lassen, damit für's Erste jede Spur verschwinde. Es leuchtete mir dieses nun klar genug ein, aber mich drückte der Besitz des Geldes, das nicht mir, sondern meiner kleinen Marquise angehörte. Nach langem ernstlichen Hin- und Herüberlegen kam ich zu dem Entschluß, den Goldschmied persönlich kennen zu lernen und denselben eine Zeitlang genau zu überwachen, bis ich die Ueberzeugung gewonnen, er sei ein redlicher Mann, der unserem Kinde das Geld wohl aufheben werde."

„Das war vernünftig und klug gehandelt" sagte der Gastwirth.

„Der Kurfürst verlieh mir die Charge eines seiner Leibjäger, und in dieser Stellung konnte ich oftmals meine geliebte kleine Herrin sehen, wenn sie mit Carmers Frau spazieren ging, oder mit ihr Einkäufe in der Stadt besorgte. Dann war ich auch Zeuge von Martha's Wunderkuren und ihres, mit jedem Jahre zunehmenden Ansehens bei allen Leuten in Heidelberg. Als die kleine Martha ihr zehntes Jahr erreicht hatte, entdeckte ich mich dem braven Goldschmied und seiner Frau. Letztere weinte aber so bitterlich bei dem Gedanken, daß ihr Adop-

tivkind in Kenntniß von dem Rangesunterschied zwischen ihnen gesetzt werden könne, bat mich so inständig, den herzigen Liebling noch ferner als ihr eigenes Kind betrachten zu dürfen, daß ich nicht den Muth in mir fühlte, die Leute unglücklich zu machen. Carmer weigerte sich, das Geld von mir zu nehmen. Er sei reich genug, brauche es nicht, und wenn seine Liese für immer dem Bürgerstande einverleibt bleibe, oder einen deutschen Edelmann zum Gatten nehme, so könne er selbst für Aussteuer und Heirathsgut sorgen, da er nur einen Sohn habe, der sein einträgliches Geschäft als Capital erhalte und der Schwester einen Theil des Vermögens wohl gönnen werde. Martha könne eine solche große Summe Geldes, wie 100,000 Livres, nicht anlegen, ohne Aufsehen zu erregen. Auf die Bitte um seinen Rath wegen Sicherstellung des Geldes rieth er mir, Güter zu kaufen und den Erlös derselben bis zur Volljährigkeit Lieschens beizulegen. Das geschah alsdann, und glücklicherweise wurde die Mühle vacant, die ich ankaufte. Vor dem Tode des Müllers hatte ich gehört, daß er keine leiblichen Erben hinterlasse, das Gut also an Fremde verkauft werden müsse und der Erlös einem in Holland lebenden Kaufmann zufalle. Carmer vermittelte die Kaufsangelegenheit mit diesem

und dem Müller. Als er krank wurde, nahm ich Abschied aus dem Kurfürstlichen Jägerstande, verließ Heidelberg angeblich auf immer; in Wahrheit aber verdingte ich mich bei einem Mühlenbesitzer bei Heilbronn als Knecht, um mich mit dem Gewerbe eines Müllers vertraut zu machen. Ganz unerfahren war ich ja nicht, da ich eines Müllers Sohn bin. Bei der Nachricht von dem Ableben des Besitzers zog ich in diese Mühle ein, verbesserte dieselbe durch ausländische Maschinerie, die schneller und ausgiebiger mahlten, und Gott hat das Unternehmen über meine kühnsten Erwartungen gesegnet. Dieses Haus und drei schöne Gehöfte gehören Euch, meine liebe Marquise, und werde ich vor Eurer Vermählung von Allem genaue Rechenschaft ablegen. Ich dachte, ehe wir den gnädigen Brief des Prinzen erhielten, daß Johannes weiser handeln werde, wenn er das Juweliergeschäft gegen ein praktischeres, einträglicheres vertauschen und unter meiner Oberleitung Müller werden würde. Es steht ihm aber auch frei, Landbauer zu werden, denn die Gehöfte sind von dem Kriege am Rhein unberührt geblieben und werfen schönen Erlös ab. Noch besser wird es damit aussehen, wenn der Besitzer eigenhändig die Aufsicht führt, wiewohl ich glaube, treue Verwalter und Pächter dort angestellt zu ha-

ben. Jedenfalls braucht die Hochzeit nicht aufgeschoben zu werden, denn, gesetzten Falles die Franzosen nähmen Heidelberg abermals ein, so daß wir flüchten müßten, dann besitzt unsere liebe Marquise eine Freistätte für sich und alle ihre Freunde hier. Die Wohngebäude habe ich für diesen äußersten Nothfall stets in wohnlichem Zustande erhalten lassen, was mir durch den Erlös der Güter keine Verlegenheit bereitete. In meinem Keller liegt, wohl aufgehoben, auch eine Summe Geldes zu einer schönen Hochzeitsfeier."

„Ja, die soll glänzend ausfallen!" rief der Bürgermeister jubelnd aus.

„Und in meinem Hause," setzte der Wirth hinzu.

„So viele Gäste als der Saal fassen kann," sagte Johannes; „aber nicht nur für die Reichen, sondern auch für die Armen soll dieser Tag ein Tag der Freude werden! Nicht wahr, mein schönes reiches Bräutchen?"

„Gewiß," erwiderte Liese freudig; „wir wollen uns dankbar gegen Gott beweisen. Fangen wir damit an, daß wir unserem lieben, getreuen Freund, genannt Hannes, den Auftrag ertheilen, die Hälfte der schweren Auslösungssumme für unsere Geiseln in die Stadtkasse zu erlegen, aber ohne uns zu nennen. Nach meiner Vermählung, wo ich dann

ganz sicher sein darf, daß der französische König mich meinem Gatten nicht entreißen kann, soll eines der besten Gehöfte verkauft werden und damit alle Gefangenen hier ihren Familien wiedergegeben werden. «So gegeben und befohlen von mir, zum ersten und letzten Male als Marquise», setzte das junge Mädchen mit anmuthiger Heiterkeit hinzu.

„Liebes Engelskind!" rief Gertrud aus. „O Gott segne Dich tausendmal für dieses Wort!"

„Ich kann Dich nicht mehr lieben, als ich Dich von Jugend auf geliebt habe, mein Lieschen," sprach Käthchen, „aber ich sage wie die Mutter: Der Herr segne Dich und Dein ganzes Haus für diesen frommen Vorsatz. Gesegnet bleibe Dein Name in Heidelberg; denn Dein Name allein ist französisch, von Deiner Mutter hast Du Dein deutsches, redliches Herz und Gemüth."

„Johannes, ich rathe Dir wohlmeinend, die Freigebigkeit Deiner Braut zu zügeln. Wenn das mit dem Verschenken so fortgeht, wird die Kasse bald geleert," sagte der Bürgermeister im Tone freundlichen Scherzes.

„Laßt sie nur gewähren," erwiderte Johannes; „mir ist nicht bange. Ich habe jetzt Aussicht zu einer gesegneten Arbeit und werde schon mein Lieschen mit diesen meinen Händen ernähren können,

wenn sie auch alles Väterliche hergiebt. Der Reichthum allein macht nicht das Glück des Menschen aus; wenn man nur keinen Mangel zu erdulden hat, bin ich mit meinem lieben Weibchen ganz zufrieden. Wer eine Gattin wie Liese hat, ist reich genug. Unsere Väter sollen uns wiedergegeben werden und, so Gott will, noch unsere Doppelhochzeit mit uns feiern."

„Amen," sprach der Müller. „Wann soll die Doppelhochzeit stattfinden?"

„Sogleich!" riefen die beiden jungen Männer einstimmig aus.

Die älteren Herren lachten herzlich, Käthchen aber sagte:

„Nein, das geht nicht, im Winter ist's ungut und unwirthlich Hochzeit halten; sagen wir: im Monat Mai, wenn's Liesen recht ist." Liese nickte erröthend, zum Zeichen ihrer Einwilligung, worauf dieser Termin festgesetzt wurde und die Gesellschaft aufbrach, um nach der Stadt zurückzukehren.

„Das war ein schöner Abend," sprachen nachher Alle. „Es fehlten nur noch mein Mann und Dein guter Vater, Johannes," setzte Getrud wehmüthig hinzu.

## Zehntes Capitel.

### Weihnachten im Kapuzinerkloster.

---

Während in der Mühle des schwarzen Hannes eine so erfreuliche Bescheerung gehalten wurde, und fast in allen Häusern das Geburtsfest des Heilandes eine heitere Stimmung hervorrief, in der Brust der bedrängten Hausväter und Familienmitglieder Hoffnungen auf eine bessere, friedliche Zukunft auftauchten, fand ebenfalls Weihnachtsfeier in der reichen Kirche des Kapuzinerklosters statt. Die ganze Kirche war mit grünem Laub geschmückt, eine der kleinen Kapellen aber in einen poetischen Stall verwandelt worden, denn hier sah man die Krippe mit dem wächsernen Jesuskindlein, die grotesken lebensgroßen Figuren der heiligen Familie und hinter diesen etliche Ochsen, Esel und Schafe aus Pappe aufgestellt, durch viele Kerzen hell beleuchtet. An

der Krippe legten die Andächtigen und Gläubigen ihre Spenden und Geschenke nieder, bestehend aus Geld, Flachs, Schmuck ꝛc., je nach dem Stande des Anbetenden. Eine Abendmesse hatte der Prior in hocheigener Person vor dem Hochaltare gehalten und nach derselben sich unter der devoten Kniebeugung der Mönche und Laien in das Innere des Klosters zurückgezogen.

In seinem Schlafgemache ließ sich der Prior von seinem vertrauten Mönche umkleiden, wobei kein Wort zwischen dem geistlichen Vater und dem alten Kinde gewechselt wurde. Erst als die Toilette beendet, der Mönch demüthig niederknieend den Saum des priesterlichen Gewandes küßte, fragte der Prior barsch:

„Alles in Ordnung, Joseph? — Die Gäste angekommen, ohne daß es von Außen bemerkt worden?“

Alles, Hochehrwürdiger Vater. Ich ließ die Fremden durch das kleine hintere Pförtchen in das Kloster, während die Brüder sich in der Kirche befanden. Der Herr Commandant sind allein noch nicht gekommen. Das Souper wartet auf den Befehl Euer Hochehrwürden.“

„Gut, sage, daß man auftragen könne, und sorge dafür, daß nur die eingeweihten beiden Brü-

der uns während der Tafel bedienen. Sobald das Essen abgetragen, soll Niemand das Zimmer betreten, bis ich das Zeichen gebe. Du hast die besten Weine aus dem Keller holen lassen, das heißt die feurigsten? Ich mißtraue neuerdings dem Eifer des Commandanten und befürchte, daß ein anderer Einfluß ihn unschlüssig gemacht. Heute Abend soll es zur Entscheidung kommen, und damit er nicht allzuklar denke, soll es tüchtig mit Trinken hergehen. So nahe am Ziele, will ich nicht alle meine Bemühungen zur Verherrlichung der Kirche scheitern sehen. Heidelberg soll wieder eine katholische Stadt werden, und wenn man diese ketzerische Freistätte bis auf den Grund niederbrennen müßte!"

„Die gebenedeite Jungfrau möge Euer Hochehrwürden bei diesem allerchristlichsten Bestreben unterstützen und mit Erfolg krönen," sprach Joseph. „Mir thut es in der Seele weh, wie übermüthig die Ketzer sich geberden und wie spöttisch sie uns bei den hohen Festen anlächeln."

„Laß gut sein, Joseph, — die Wahrheit muß zuletzt triumphiren über Lüge und Verstocktheit," erwiderte der Prior. „So Gott will, ist die Stunde nicht mehr fern, wo die alleinseligmachende Kirche über den Geist der Ketzerei den Sieg davonträgt und in der Pfalz neu verherrlicht wird." Mit

diesen Worten verließ er sein kleines Gemach und begrüßte im Sprechzimmer zwei Männer in Kapuzinermänteln, welche von einem Tische rasch sich erhoben und ehrerbietig sich verneigten.

„Ihr kommt spät, Hochwürden!" sagte einer der Fremden; „auch der Dritte im Bunde fehlt, und dennoch sollten wir vor Mitternacht das Thor passiren, um unbemerkt Schlürbach zu erreichen."

„Das Wetter ist so kalt, der Schnee so tief, daß ich Euch heute Nacht aus diesen gastlichen Mauern nicht entlassen werde, Messieurs," antwortete der Prior. „Zudem möchte es weniger auffallen, wenn Ihr am Tage aus der Stadt geht. Joseph, mein Sohn, nun gehe und trage das Mahl auf, auch wenn der Gouverneur erst später kommt. Er wird Offizierstafel diesen Abend im Schlosse haben und leicht aufgehalten werden."

Der Mönch zog sich zurück, die Thüre fest hinter sich zuschließend.

„So, nun wären wir allein," sagte der Prior. „Es ist ebenso gut, daß Heydersdorff noch nicht da ist. Ich warne Euch, Messieurs, daß Ihr nicht so leicht mit ihm zum Ziele gelanget."

„Wie? sollte er sich plötzlich gegen uns wenden?"

„Nun, so plötzlich geschähe es eben nicht. Ein

formelles Versprechen, Euch zur Einnahme der Stadt behülflich zu sein, hat er weder mir noch Euch gegeben."

„Eben dieses Versprechen muß er uns heute noch leisten, denn es ist im Hauptquartiere so gut wie beschlossen, daß wir uns nicht gegen Heilbronn, sondern vermuthlich gegen Heidelberg wenden werden. Die Lage von Heilbronn, dazu die größere Anzahl von guten Truppen und erfahrenern Anführern dürften uns abhalten, eine Belagerung der Stadt vorzunehmen. Dagegen erscheint es als wichtig, daß wir Heidelberg besitzen, um die Fortschritte der zweiten feindlichen Armee zu hemmen. Aber was — par tous les diables — kann den Mann auf einmal so mißtrauisch oder loyal gegen die ketzerischen Fürsten stimmen? Er sagte mir selbst, daß er die stolzen Bürger von Grund seiner Seele hasse, und diese gerne gedemüthigt sehen würde, wenn es geschehen könne, ohne seinen eigenen Namen zu compromittiren."

„Die Bürger würde er gerne gedemüthigt sehen, aber das eben wird nicht ohne Risico für ihn selbst und seine militärische Ehre geschehen können. Er hat tüchtige, der Bestechlichkeit völlig unzugängliche Offiziere um sich, die bereits sich nicht entblöden zu äußern, daß sie wenig Vertrauen in ihren Com-

mandanten setzen. Sie haben es auch erlangt, gegen alle meine Vorstellungen, daß Heydersdorff eine allgemeine Bewaffnung der Bürger gestatte."

„Eine Bürgerwehr!" sagte einer der Franzosen verächtlich. „Die werfen wir mit einer Handvoll guter Soldaten wie Schafe zu Boden!"

„Darin irrt Ihr Euch, Chevalier," erwiderte der Kapuziner mit festem Ernste. „Ich gebe Euch mein feierliches Ehrenwort, und verbürge meinen Kopf zur Bestätigung, daß Ihr diese Stadt nicht einnehmen werdet ohne verrätherische Hülfe. Glaubt mir, ich habe unser Terrain genau sondirt und auch die Stimmung der Bürger, sowie ihre Kräfte. Angeführt von Männern wie Dörpp, Schönbeck, Alvendel rc., beseelt von Liebe zu ihrer Vaterstadt oder zu ihrem protestantischen Glauben, treu ihrer Pflicht, werden die Bürger auch gegen eine größere Armee sich so lange wehren, bis die von Heilbronn Succurs senden können. Erspart Euch die Mühe eines Marsches, Messieurs, wenn Ihr darauf rechnet, Heidelberg mit Gewalt einzunehmen. Die Stadt ist gut verproviantirt, daß sie eine zweimonatliche Belagerung ausdauert, und das Schloß ist mit dem schwersten Geschütze versehen. Ihr selbst verwundert Euch, wie die Stadt so schnell

und so wirksam befestigt worden ist, nachdem Ihr sie als Trümmerhaufen verließet."

„Allerdings; woher kam es, daß noch so viele Häuser nur theilweise abbrannten, andere sogar kaum beschädigt wurden, wie man es an dem alten Steinwerke noch sieht?"

„Ja, das verstehe ich auch nicht," erwiderte der Kapuziner. „Es muß Verrath irgendwo gegeben haben; vielleicht ist der Gouverneur Ronville, der seit dem plötzlichen Tode des alten eingefleischten Ketzers, des Vaters des Goldschmieds Carmer, sich ungebührlich mitleidig gegen die Stadt zeigte, ihnen heimlich beigestanden. Ich weiß es nicht, aber so ist es nun einmal, und um so besser für Euch, daß Ihr eine Stadt antrefft, wo es noch Beute und Verproviantirung für Menschen und Vieh giebt."

„Ihr seid also der Meinung, Heydersdorff müsse gewonnen werden, oder wir müßten auf eine Einnahme Heidelbergs Verzicht leisten?" fragte nach einer kurzen Pause einer der Fremden.

„Das meine ich, Messieurs."

„Aber womit ihn gewinnen? — Durch Geld? — Wir besitzen dessen selbst blutwenig, Euer Hochwürden."

„Ich steuere mit Freuden aus unserem Klosterschatze bei," erwiderte der Prior. „Ist mir zwar

ein Opfer, aber kein Opfer soll uns zu schwer fallen, das wir zur Ehre des reinen Glaubens und zur Wiederaufrichtung der unumschränkten Gewalt des heiligen Vaters in dieser Stadt bringen müssen. Aber durch Geld allein kommt Ihr nicht zum Ziele. Heydersdorff befürchtet nicht ohne Grund, daß seine Ehre compromittirt, er lebenslang in Ungnade gestürzt werden könne, wenn bekannt wird, daß er eine Einnahme der Stadt dem Feinde nur erleichtert habe. Ludwig von Baden, unter dessen Oberbefehl die hiesige Garnison steht, würde in furchtbarer Weise mit aller Strenge militärischer Gesetze eine Verrätherei ahnden; das Deutschorden-Haus, dessen Mitglied Heydersdorff ist, ebenfalls. Ehe er sich diesem aussetzen kann, muß ihm gewiß sein, daß der deutsche Kaiser ihn im Fall einer Anklage wirksam in Schutz nehme; zweitens, daß der heilige Vater selbst einen Verrath an den Feinden der Kirche gutheiße, und seinem Gewissen dafür Absolution ertheile, denn Heydersdorff ist bei allen seinen Fehlern ein ergebener Sohn des Papstes. Ich habe nach einem Schreiben des kaiserlichen Beichtvaters bereits die Versicherung erhalten, daß Se. Majestät nicht beklagen würde, wenn die ketzerische Pfalz einem katholischen Regimente untergeordnet würde. Da nun sein Schwager todt ist, kümmert es Se. kai-

serliche Majestät weniger, ob dem Sohne das Kurfürstenthum erhalten werde oder nicht. Alles käme nur darauf an, daß Heydersdorff's Verrath nicht erwiesen werden könne, der Kaiser folglich ihn beschützen dürfe, ohne den Vorwurf eines Mitverbündeten auf sich zu laden. Nach dem Abendbrode lasse ich Euch mit ihm allein, Messieurs, werde aber den Verhandlungen von meinem Verstecke aus beiwohnen und Euch nach seinem Abgange meinen Rath ertheilen."

„Wir danken Euer Hochwürden und werden Eurer weisen Ermahnungen eingedenk bleiben," sprachen die Herren. — „Horcht! es kommt Jemand."

„Wird Joseph sein, der uns zum Essen ruft."

In der That war es so; aber mit ihm erschien auch General Heydersdorff, in einen dunkeln, groben, ordinären Reitermantel gehüllt, und mit einem gewöhnlichen Soldatenhute ohne alle Abzeichen auf dem Haupte.

„Willkommen, wenn auch spät," sagte der Prior. „Das Essen erwartet uns."

„Ich habe bereits gespeist," erwiderte Heydersdorff in seiner brüsken, lakonischen Weise. „Hatte Offizierstafel, die kein Ende nehmen wollte."

„Doch werdet Ihr es nicht verschmähen, mit uns einen Freundschaftstrunk zu thun," sagte der

Prior. „Habe heute vom allerbesten Rhein- und französischen Wein aus dem Keller bringen lassen. Der Wein erfreut des Menschen Herz, mein Sohn Heyersdorff, wie wir Alle wissen.“

Er faßte des Generals Hand, hieß ihn seinen nassen Mantel abnehmen, und führte seine Gäste in das Nebengemach, in einen kleinen, behaglich durchwärmten Raum. Hier fanden sie einen reich besetzten Tisch, der sich eines fürstlichen Gastes nicht zu schämen gebraucht hätte; vor Allem aber die feurigsten Weine, die aus silbernen Bechern getrunken wurden. Von Geschäften wurde während der Mahlzeit nichts erwähnt. Alle, bis auf den Gouverneur, schienen völlig mit der Befriedigung ihres Magens beschäftigt und griffen zu wiederholten Malen die große Wildpretpastete an, die rasch unter den vereinigten Angriffen an Umfang abnahm.

„Par notre bon roi Louis, Ihr besitzet einen Koch, den man in Gold fassen sollte,“ rief einer der Gäste aus. „Ihr Herren in der Kapuze versteht zu leben, Hochwürden, besser als nous pauvres diables. Sollten einmal die Franzosen wieder Herren der Stadt werden, so erbitte ich mir vom General de Lorges Euren Koch als Beuteantheil aus.“

„Den Koch sollt Ihr haben, Messieurs — mit

Vergnügen — aber nur unter der Bedingung, daß in diesem Hause kein Anderer als ich Herr bleibe, und überhaupt das Kloster als Sanctuarium und Gotteshaus betrachtet werde."

„Das geloben wir," antworteten die Herren; „der General wird nichts dagegen haben."

„Ich denke, wenn die Franzosen hier einziehen, wird mein Wort wenig von Gewicht sein," erwiderte Heydersdorff düster.

„C'est par dieu vrai, mon général! Aber trinken wir einstweilen auf glückliches Wiedersehen in der schönen Bergstadt; denn nicht lange mehr wird es anstehen, obgleich Ihr uns im Frühjahr mit Kanonen begrüßtet."

„Das war nur meine Pflicht; hätte ich es nicht gethan, die Garnison hätte auf der Stelle revoltirt und die Bürger hätten mich in Stücken zerrissen, vielleicht gar gerädert, wie sie es mit dem armen Schelm, Franz Neller, machen wollten."

„Das wäre eine himmelschreiende Sünde gewesen. Wir haben un bon sujet an Pullwitz verloren, wenn schon wir wissen, daß der Teufel den kecken Galliarden in der Hölle gut aufheben wird."

„Ist es wahr, was unsere Kundschafter uns überbrachten, daß er von einer Weibsperson ent-

larvt und auf deren Anstiften verhaftet worden ist?" fragte der zweite Gast.

„Ja, so war es," sagte Heydersdorff grimmig. „Dabei bin ich ebenfalls compromittirt worden, so daß mir jegliches Verlangen nach einer Freundschaftsliga mit den Franzosen vergangen ist. Man belauert jetzt jeden Schritt, den ich thue, legt ein jedes Wort, welches ich rede, auf die Wagschale. In den Augen meiner sämmtlichen Offiziere lese ich, daß sie mir mißtrauen, argwöhnisch im höchsten Grade sind. Meine Stellung als Commandant wird nachgerade unerträglich. Ich bin schon um eine Versetzung in's Hauptquartier eingekommen, aber die Antwort erhalten, ich müsse mich noch gedulden und als Ehrenmann auf meinem Posten bleiben."

„Nun," sagte der Prior, „dann wäre es Euch nicht unwillkommen, wenn man Euch zwänge, den Posten zu evacuiren? Das geschähe, wenn die Franzosen die Stadt inne hätten. Diese würden Euch auch an der Hexendoktorin rächen, für den Schimpf, den sie Euch angethan, indem sie die Trine heimlich und so unvermuthet ans Tageslicht beförderte."

„Wie ging das eigentlich zu?" fragte ein Franzose.

„Das weiß Niemand — obgleich sie behauptet,

daß die beiden Erzketzer, der Gastwirth zum Ritter und ein Müller, ihr beigestanden. Ich bin der Meinung schon lange, das Weib ist eine Hexe, steht mit dem Bösen in unerlaubter Verbindung und hat durch diesen die Gefangene durch die Luft in die Stadt zaubern lassen."

„Wenn Ihr das glaubet, warum laßt Ihr die Hexe nicht verhaften und ihr den Prozeß machen?" sagte ein Franzose.

„Nun ja, das wollte ich schon lange, aber das verfluchte Weib fand an dem Ronville einen kräftigen Beschützer, der verbot, daß man ihr ernstlich zu Leibe rücke. Sodann müßt Ihr nicht vergessen, daß die Mehrzahl der Einwohner protestantisch ist. Man drohte mir das Kloster in Brand zu stecken, wenn ich die Hexe arretiren ließe, oder sonst sie kränkte. Uebrigens ist sie nach ihrer Aussage eine halbe Landsmännin von Euch, Messieurs."

„Von uns? — Da wäre sie eine Französin?"

„Nein, sie ist eine Deutsche, die Tochter eines Arztes, aber ihre jüngere Schwester war mit dem Marquis von S. vermählt. Dieser starb in der Bastille, aber erst vor einiger Zeit; die Schwägerin flüchtete mit dem einzigen Kinde des Marquis hierher. Es müssen seit der Zeit siebzehn oder achtzehn Jahre verflossen sein. Als ich zum Prior ernannt

wurde, hatte die Fremde bereits festen Fuß in der Stadt gefaßt, das Ehrenbürgerrecht erhalten von wegen ihrer wunderbaren Heilkuren, und besaß ein eigenes Haus, das ihr Kurfürst Karl, den sie, gleich allen Andern in der Stadt, verhext hatte, daß Durchlaucht sie wie eine Heilige hoch hielt."

„Und wo blieb das Kind des Marquis?"

„Lebt, ist eine bildschöne Jungfrau geworden, sagt man; der reiche Goldschmied adoptirte sie, und hat sie von der Wiege aus zur Gattin seines Sohnes bestimmt."

„Was! Eine Marquise von Frankreich sollte einen bürgerlichen Gewerbsmann ehelichen? Eine solche Mesalliance dürft Ihr nicht dulden, Heydersdorff!"

„Ich bin nicht hier, um mich um die Familienangelegenheiten zu kümmern," sagte Dieser. „Habe genug Sonstiges zu denken und in Ordnung zu halten. Wozu würde es nützen, wenn ich mich um jede Liaison in den Bürgerfamilien bekümmerte?"

„Um jede nicht; aber ein Fall wie dieser macht eine Ausnahme. Dem Könige dürfte es nicht genehm sein, wenn die Tochter eines der reichsten Edelleute in seinem Königreiche, mit einem Handwerksmanne sich verehelichte. Nein, nein, Ihr müßt es durchaus verhüten, und die Jungfrau entweder

durch List oder mit Gewalt der französischen Autorität überliefern, General. So viel ich weiß, ist es alsdann die nämliche schöne Dirne, um deren Liebe sich Melac und Chamblay so heftig feind wurden. Ich hörte nur von einer Goldschmiedstochter reden, wußte aber nicht, daß sie von solcher hoher Geburt ist. Wahrlich, Melac ist nicht auf den Kopf gefallen! Wäre eine schöne Belohnung für seine Kriegsdienste gewesen, wenn er sich die Hand der reichen Erbin zugesichert hätte. Seine Majestät würde ihm den Titel eines erblichen Marquisats auch nicht verweigert haben. Nochmals General, diese Ehe darf nicht stattfinden, Ihr müßt sie verhüten, wenn es auch Mühe kostet."

„Ich habe von keinem französischen Könige Befehle entgegenzunehmen," antwortete der General stolz und ärgerlich. „Noch sind wir Deutschen die Herren der Stadt und ich werde mich wohl hüten, mit einem Feuer zu spielen, das mich verzehren könnte. Mag die Carmer ehelichen, wen sie will, jedenfalls ist der junge Goldschmied, obgleich er nicht zu meinen Schützlingen gehört, sehr geachtet und von Patrizischer Familie, die sich eben so vornehm dünkt und vielleicht in Wahrheit ist, als der Mordbrenner und Weiberschänder Melac, oder der falsche, glattzüngige Chamblay, der Accorde beschwört und

sie nirgends hält. Ich bezweifle auch, ob sich das junge Paar trennen ließe; man sagt mir, sie seien sich auf's Innigste ergeben. Liese ist zudem so gut protestantisch gesinnt, daß sie bereits die Hand zweier deutscher Edelleute dieser Stadt ausgeschlagen hat, aus dem Grunde, daß sie keinen Katholiken ehelichen wolle."

„Darüber wird man das Dämchen nicht lange fragen, sobald sie in unserer Gewalt ist —"

„Nun, noch ist sie es nicht, und ich rathe Niemand, daß er Gewalt gegen die Jungfrau anwende," sagte Heydersdorff drohend. „Ich habe sie, seitdem wir in Heidelberg sind, nur zweimal gesprochen, und zwar in Gegenwart Anderer; aber das hat genügt, um mich für sie einzunehmen und ihr meinen Schutz zu gönnen, bis sie einen Gatten hat."

„Wahrhaftig, Ihr nehmt so lebhaft ihre Partei, General, daß man glauben sollte —"

„Kein Wort mehr über diesen Gegenstand, ich bitte dringend darum, Messieurs!" rief der Prior aus, als er sah, daß Heydersdorff's Antlitz finsterer ward und seine Augen zornige Blitze auf den frech schmunzelnden Franzosen warfen. „Vergessen wir nicht, zu welcher ernsten Berathung wir uns hier eingefunden haben; die Zeit verstreicht! Ich ent-

ferne mich, damit Ihr Kriegsleute Euch mit einander ohne gène besprechen möget."

Dabei stand der Prälat auf und begab sich wieder ins Nebenzimmer. Hier löschte er die große Wachskerze auf dem Tische aus, schob dann ein kleines Schiebfensterchen in der Wand leise zur Hälfte zurück und legte das Ohr dicht an dasselbe hin. Er konnte somit ungesehen der Unterhandlung beiwohnen. Es entging dem Lauschenden kein Wort des Gespräches, da die Redenden bald in Eifer geriethen und ihre Stimmen lauter erhoben, als es in irgend einem anderen Orte weise oder sicher gewesen wäre. Die Unterredung währte übrigens ziemlich lange, so daß dem Lauscher fast die Geduld ausging. Er war froh, als Heydersdorff aufstand und die Uebrigen seinem Beispiele folgten; jetzt beeilte er sich, das Fensterlädchen wieder zuzuschieben und sich, dem Anscheine nach behaglich schlummernd, in seinem Sessel zu installiren, als die Gäste eintraten. Der General band sich den Mantel wieder um, dann küßte er dem Prior die Hand, indem er nicht ohne Verlegenheit sagte:

„Ich muß auf's Schloß zurück, Hochwürden, diese Herren werden Euch von dem Ergebnisse unserer Berathung in Kenntniß setzen."

„Ich hoffe, Ihr seid einig geworden, mein Sohn,

habt Euch bewegen lassen, Euern Arm der gerechten Sache zu leihen," erwiederte der Prälat mit salbungsvoller Miene. „Die heilige Kirche liegt in ehernen Banden gefangen, unterdrückt von dem Dämon der Ketzerei. Des Himmels Segen erwartet den, der sich für deren Verherrlichung erhebt."

„Möglich, Ehrwürden, daß dem so sei — aber ebenso möglich, daß mich auf Erden auch der Schandpfahl erwartet."

„Sagt nicht also, sondern bedenkt, daß Euch die irdische Unehre, so sie Euch jemals zu Theil würde, eine Märtyrerkrone im Himmel erwirbt, Euch in den Augen aller Rechtgläubigen erhöhen wird. Suchet mich auf, wenn Ihr Rathes bedürft, ich werde indessen zu Gott um Stärkung für Euch bitten."

Heydersdorff verließ rasch das Zimmer und eilte hinunter, wo der schlaftrunkene Pförtner ihm die kleine Nebenpforte des Klosters öffnete. Nicht wie gewöhnlich fühlte der Letztere eine Silbermünze in seine Hand gleiten. Heydersdorff schien es aus den Mauern zu treiben, als stünde Einer mit einer glühenden Peitsche hinter ihm, dessen Schläge seine Seele trafen. Tief den Hut über die Stirn gezogen, eilte er weiter, froh, daß die Finsterniß seine Aufregung den Vorbeigehenden verbarg. Es war

ihm, als müsse die Schande auf seiner Stirne eingebrannt sein, daß Jedermann das Kainszeichen erblicke! Sein alter treuer Kammerdiener erschrak heftig, als sein Herr bleich wie ein Gespenst in sein Schlafgemach trat, wo er seiner harrte. Bestürzt, aber schweigend nahm er ihm die Verkleidung ab, erst dann sagte Heydersdorff hastig:

„Geh zu Bette, Johannes; mußt müde sein, Alter, ich werde mich selbst auskleiden. Geh nur, Alter, ich will noch aufbleiben. Aber warte, sieh vorerst nach, ob Vater Bernardus schon zu Bette liegt. Ist er noch auf, so künde ihm meinen Besuch an."

Der Alte entfernte sich unter einem leisen Kopfschütteln. „Gott, was hat es nur wieder gegeben," dachte der Alte. „Diese verwünschte Stadt hat meinen guten Herrn wie umgewandelt. Selten mehr ein freundliches, fröhliches Wort, seitdem diese heimlichen Besuche bei Nacht im Kloster angefangen. Es kann nichts Erfreuliches sein, was dort verhandelt wird; ich muß suchen, dahinter zu kommen und den Herrn warnen."

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrte er mit der Botschaft in das Schlafzimmer zurück, daß der Astrolog noch auf sei und den Herrn General erwarte.

Heydersdorff nahm hierauf eine Kerze auf silbernem Leuchter aus der Hand des Dieners, wünschte diesem noch einmal gute Nacht, und ging durch mehrere leere Gemächer, bis er zu einem Zimmer gelangte, durch dessen halb offene Thüre Licht strahlte.

„Ich störe Euch wohl, Vater Bernardus," redete der General einen Mann von greisem Alter an, der, in einen weiten faltenreichen schwarzen Talar gekleidet, auf dem Kopfe ein ebenfalls schwarzes Barett tragend, vor einem Tische saß und mit einer Feder verschiedene Zahlen notirte.

„Mein großmüthiger Gönner stört mich niemals. Er hat mir ein freundliches Asyl auf dieser Erde gegeben, darum gehört ihm meine Zeit und meine Wissenschaft. Ich glaube, ich bin bereits der Lösung des Problems näher gerückt," setzte er hinzu, auf eine Karte deutend. „Mir deucht, der Ort, wo der Spion Franz Neller den Schatz vergraben, könne nicht weit von dem Grabe des alten Carmer im Schloßgarten sein."

„Wir wollen später darüber reden, Vater," unterbrach ihn der General. „Für heute möchte ich von Euch eine wichtigere Frage gelöst haben."

„Ein wichtigere, mein Sohn?" fragte der Astrolog verwundert, denn bis jetzt hatte das Auffinden

des Schatzes den General am lebhaftesten in Anspruch genommen.

„Die Kunst aus unedlem Metalle Gold zu machen, meint Ihr wohl?“

„Nein, nein, Bernardus, ich will etwas Anderes wissen; und in dieser heiligen Nacht solltet Ihr klarer in die Zukunft sehen können. Ich bin im Begriffe einen Kauf abzuschließen, der mir Gewinn oder auch großen Verlust — zum Mindesten großen Verlust — bringen kann. Ihr müßt mir sagen, mich durch Euren Rath bestimmen, ob ich von der Sache abstehen, oder den Handel abschließen soll.“

„Es ist also eine Ehrensache?“ erwiderte der Astrolog, denn das war er in Wahrheit. Dabei ließ er seine klaren Augen forschend auf dem aufgeregten Antlitze des Fragenden ruhen.

„Eine Ehrensache, — nun ja, — ich will es bekennen, Bernardus, aber fragt mich nicht weiter, sondern consultirt die höheren Mächte darüber.“

„Meinst Du Gott, mein Sohn?“

„Nein,“ sagte Heydersdorff betreten, „er hat mit dieser Sache nichts gemein, fragt die Sterne, erforschet deren Lauf und betrachtet die Constellation in dieser Nacht.“

„Dann begleite mich, der Himmel ist wolkenlos und sternenhell; vielleicht vermag ich Dir eine be-

friedigende Antwort zu geben, wenn die Stimme in Deiner eigenen Brust Dir nicht deutlich sagt, was Du thun oder lassen mußt.“

Er schritt bei diesen Worten, die in leisem, aber eindringlichem Tone gesprochen wurden, nach dem anderen Ende des Zimmers, wo sich ein sehr schmales, aber künstlich angebrachtes Spiraltreppchen zeigte, das um eine Säule sich wand, die an der Decke eine schöne Steinpalme bildete. Der Naturforscher stieß, oben angelangt, eine niedrige Pforte auf und trat hinaus auf einen breiten steinernen Altan, an dessen schön und künstlerisch gemeißelter, reich verzierter Einfassung deutlich sich die Spuren des zerstörenden französischen Vandalismus zeigten. Von zwei lebensgroßen Statuen waren die Köpfe abgeschlagen, und an der Einfassung des Altans selbst große Stücke abgehauen; auch eine feingehauene Blumenvase, in der noch Erde lag, war ihres Zieraths beraubt worden, denn ein Beil oder eine Axt hatte den schönen Rand derselben — ein Rebenlaub vorstellend — abgehauen. In einer Ecke des Altans stand ein massives Fernrohr, in einem eisernen Gestelle angebracht, daneben stand eine geöffnete Kiste und ließ allerlei astronomische Instrumente sehen. Auf dem kleinen Tische lag ein

Schreib- und Zeichenbuch; davor befanden sich zwei hölzerne Schemel als Sitze.

Die Nacht war bitter kalt, aber wie Bernardus gesagt, der Himmel wolkenlos, im tiefblauen Gewande, von Millionen hellschimmernder Sterne besäet, und von dem hellen Mondschein lagen Stadt, Fluß und Wälder zauberhaft beleuchtet.

„Wie schön!" sagte Bernardus, die Hand hinausstreckend. „Wie manche erhebende Stunde habe ich hier oben in der Einsamkeit zugebracht und anbetend bekennen müssen: «Wie klein ist der Mensch Angesichts einer Macht, die diese Schönheit schuf; wie ungleich ist er dem ewig ruhigen, unwandelbaren Lauf der Gestirne, die niemals aus der Bahn treten, die Gottes Meisterhand ihnen vorgezeichnet! Welch einen Contrast bietet diese gleichmäßige und doch bewegliche Ruhe mit dem leidenschaftlichen Treiben der Sterblichen, den finsteren, ungöttlichen Begierden, die ihre Seelen entweihen, in Aufruhr erhalten, — in Aufruhr gegen Gottes Gebot und die Stimme des Gewissens, die ihnen zum inneren Mahner in dem Kampf mit dem Leben gegeben! Nicht einmal die Nacht und deren mystische Stille ist den Menschen heilig. Wie viel Sünde geschieht unter ihrer Decke, wie viele böse Anschläge werden ausgesonnen und ausgeführt, als wenn jene leuch-

tenden Augen dort oben nicht sähen, als wenn sie nicht vom Schöpfer geschaffen wären, jene Sterne, um uns Menschen zu mahnen, daß auch bei Nacht diese Erde durch Himmelsgeister bewacht werde».“

„Das ist eine Poesie, Vater,“ sagte Heydersdorff. „Jene leuchtenden Sterne sind todte Massen, wie unsere Erde.“

„Ich glaube das nicht; denn, war es nicht ein herrlicher Stern, der in jener heiligen Nacht auf das Gebot Gottes den Königen erschien und sie unwandelbar von den fernsten Weltgegenden sicher bis zu der heiligen Krippe in Bethlehem führte? Sie reden auch heute zu unserer Seele, aber der Mensch vernimmt ihre Stimmen nicht, wie sie uns zurufen: «Seid ohne Falsch wie wir, und rein wie unser Licht, das wir herniederstrahlen!» Dort hinten — der Mond bescheint das graue Gebäude — steht ein Haus, in dem kein göttlicher Friede herrscht, obgleich es sich den Namen «Haus Gottes» beigelegt. In der Kirche haben seine Bewohner die Geburt des Herrn der Liebe gefeiert; aber mit der heiligen Handlung vermischten sich in der Brust des ehrgeizigen, fanatischen Oberpriesters Gedanken des Hasses, der Verfolgung, des Verrathes. Auch dort muß die hehre Stille des gestirnten Firmamentes zu Complotten, zu Verrath dienen, so finster,

so verdammungswürdig, als nur der Erzfeind der Menschheit in der Hölle ersinnen konnte."

„Meint Ihr das Kloster?" fragte der General leise.

„Ja, das Kloster der Kapuziner! Es ist die Werkstätte des Teufels seit Jahren gewesen — ist es wohl auch noch. Wer weiß, ob nicht gerade in diesem Augenblicke der Verräther das Blutgeld einstreicht oder gierig überzählt, welches der Priester als ein zweiter Judas, von den Agenten des katholischen Königs empfangen, und wofür er diese schöne Stadt dem Tyrannen zu überliefern gelobt hat."

„Ihr seid ungerecht, mein Vater. Ihr liebt die Katholiken nicht —"

„Ich hasse nur die schlechten Menschen, mögen sie von katholischer, jüdischer oder protestantischer Confession sein," erwiderte der Naturforscher scharf. Aber wehe ihnen, wehe Allen, die Elend, Leid und Drangsal über ein unglückliches, schuldloses Volk bringen, wie diese Pfälzer sind! Wehe! dreimal Wehe gerufen über den Judas, der das Land verkauft, in dem er selbst eine Heimath gefunden! Ich sage Dir, es wäre besser, er ertränkte sich mit einem Mühlstein in jenem Flusse, wo es am tiefsten ist,

als daß seine Seele dem Zorne des ewigen Richters anheimfalle!"

„Ihr redet, als sei es gewiß, daß — Unglück dieser Stadt bevorstände, mein Vater."

„Es wird so kommen! Des Himmels Wille wird das Furchtbare zulassen, daß von dieser Stadt und diesem stolzen Schlosse nur noch rauchende Trümmer übrig bleiben. In den Sternen habe ich es gelesen, daß dieses Heidelberg untergehen muß, untergehen durch die Nation, deren König auch gegen den Himmel Krieg führt. Denn wer das evangelische Licht der Wahrheit und des reinen Glaubens auszurotten strebt, wie Frankreichs Herrscher, der sündigt auch gegen Den, der dieses Licht in die Welt gesendet. Es liegt in Gottes weiser Absicht, daß der Teufel noch eine Zeitlang die Jünger Christi verfolgen darf, und auch unsere Pfälzer müssen ihren Glauben durch Feuer läutern lassen. Aber blicke hernieder auf diese schöne Stadt, mein Sohn, und auf diese paradiesische Natur; präge Dir das Bild des Friedens tief in die Seele ein, und frage dann diese ernst blickenden Augen am Firmamente, ob sie nicht wie ich ausrufen werden: «Verflucht und aus Gottes Himmel gestoßen sei die Seele Dessen, der Krieg und blutigen Jammer über diese Stätte bringt»!"

„Vater, Vater, haltet ein!“ flehte Heydersdorff auf's Höchste erregt.

„Nein! Ich sage Euch nochmals: verflucht ist die Seele, der ewigen Verdammniß und der irdischen Schmach ist sie übergeben! Dieser Fluch Gottes wird den einzelnen Verräther und die ganze französische Nation treffen! Es wird eine Zeit kommen, wo sein eigenes Volk der Asche des todten, im Leben vergötterten Tyrannen und Eroberers nicht einmal eine Ruhestätte im Grabe vergönnt, wo sein eigenes Volk die Thränen seiner Opfer durch das Blut der Edelsten im Lande rächen wird! Georg, mein Liebling, mein Zögling, den ich von Kind auf wie meinen Sohn geliebt, — ich, dem Du eines Sohnes Liebe gelobt und erweisest, sieh', ich beschwöre Dich, mache Dich los von den Banden, womit Dich jener priesterliche Judas umstricken will! Glaube ihm nicht, traue ihm nicht, seine Worte sind Lügen, die Dich in unsägliches Elend stürzen werden!“

„Ihr täuscht Euch — gewiß, Ihr irrt Euch —“

„Nein, ich täusche mich nicht! Gottes Stimme belehrt mich, die Sterne droben haben Deine bethörte Seele vor meinen geistigen Augen entschleiert. Georg! O höre meine Stimme, heute vielleicht zum letzten Male! Auf meinen Knieen beschwöre ich

Dich, gieb mir Dein Ehrenwort, daß Du Dich nicht zum Judas an dieser Stadt willst stempeln lassen! Hab' Erbarmen mit diesen Einwohnern, mit meinem Schmerze, mit Deiner Seele, mit dem edlen, reinen Namen Deines Vaters, Deines Geschlechtes, daß er nicht zu einem bleibenden Fluche werden möge!"

„Steht auf, ich bitte Euch! Ich kann meinen zweiten Vater nicht vor mir knieen lassen. Ihr seht Alles in zu düsterem Lichte an. Zerstört wird diese Stadt nicht werden, wenn auch die Franzosen sie einnehmen. Glaubt es mir."

„Ich glaube, daß sie es jetzt sagen, um Dich zu verblenden, aber sie werden Wort halten, wie sie es zuvor gethan. O Georg, gieb mir Dein Ehrenwort, daß Du Dein Versprechen redlich halten und diese Stadt vertheidigen willst, so lange Du noch einen Mann von der Besatzung hast. Schwöre es mir, oder laß mich zu Deinen Füßen sterben, Georg."

„Ich verspreche Euch, zu thun was ich vermag und mich mannhaft zu wehren," antwortete Heydersdorf mit bebenden Lippen und unsicherer Stimme. „Ein anderes Versprechen vermag ich Euch nicht zu geben, Vater, laßt Euch damit genügen! Steht auf, ich will Euch hinabführen, die Luft hier oben ist

kühl, dies einsame, viele Wachen hat Euch krank gemacht."

Der General war dem Alten sich aufzurichten behülflich. Zärtlich faßte er dessen Hand und führte ihn an die schmale Wendeltreppe, welche sie Beide hinunterstiegen.

„Nun gute Nacht," sprach Heydersdorff, und seine Stimme klang weich und gefühlvoll. „Leget Euch sogleich nieder und gönnet Euch Ruhe. Ich verbiete Euch in Zukunft das angestrengte Nachtarbeiten, denn ich kann Euch nicht entbehren, mein Vater. Ich besitze hier keinen treuern, zuverlässigern Freund, als Euch!"

„Treu, ja treu bis an den Tod — bis an den Tod Deiner Ehre!" sprach dumpf der Astronom. „Ich habe Dein Herz besessen, Deine Liebe, Dein Gnadenbrod genossen, nichts trennt mich von Deinem Schicksal, Georg. Aber Deine Hand ist kalt, sie zittert, wie die einer Jungfrau bei dem ersten Kusse ihres Verlobten — und Dein Kreuz — Dein Ritterkreuz, Georg!" stieß der Alte mit Entsetzen und weit aufgerissenen Augen aus.

„Was ist es mit dem Kreuz?" fragte der General, während jede Spur von Farbe aus seinen Wangen schwand. „Da ist es ja noch —"

„Nein, es liegt am Boden! Ein schrecklicher Mann in bloßen Hemdärmeln zerstampft es unter seinen Füßen! Zu Deinen Füßen liegt Dein Ehrendegen zerbrochen! Gott der Allmächtige! Es ist der Henker, der Dein Schwert zerbrochen und Dein Ritterkreuz mit Füßen tritt!"

Bei den letzten Worten sank der Alte zu Boden. Heydersdorff beugte sich nicht zu ihm nieder, sondern er faßte den Leuchter und stürzte bleich, halb bewußtlos zum Zimmer hinaus und nach seinem eigenen Gemache.

„Mag er sterben," dachte er. „Es ist vielleicht eine Gnade des Himmels, daß die edle Seele ihren Fluch nicht verwirklicht sieht. Fürchtete ich nicht das Richteramt Gottes — diese Nacht wäre auch meine letzte auf Erden, denn nimmer will ich es überleben, daß die Schmach den Glanz dieses Kreuzes verdunkle. Aber wird es so weit, bis zum Aeußersten kommen? Und wer wird es wagen, mich des Verrathes zu zeihen, wenn wir unsern Plan genau und vorsichtig ausführen? Ich habe zwar mit Feinden zu thun, die jeden Schritt des Terrains kennen, zum Voraus durch ihre Spione Alles genau abgelauert haben. Aber dennoch reut mich das Versprechen, das sie mir heute Nacht abgeschwatzt haben, wenngleich die Franzosen gelobt

haben, die Stadt und das Leben der Einwohner zu schonen. Nun, sie sind noch nicht die Herren der Stadt! Meine Hoffnung setze ich auf die Klugheit und Treue meiner Offiziere und desgleichen auf den einstimmigen Widerstand der Bürger, daß mein Verrath den Feinden nichts nützen wird. Ich werde Dörpp und Andern den Befehl ertheilen, die Bewaffnung der Bürger zu vervollständigen, unter der Hand dem Bürgermeister einige gute Winke geben, daß er wachsam gegen einen Ueberfall sei und keinem Bürger gestatte, die Stadt zu verlassen. Ja, so kann es gehen, noch ist nicht Alles verloren! Ich werde auch eine Botschaft heimlich nach Heilbronn senden, dort um Succurs für meine kleine Garnison bitten. Die Hülfstruppen sollen jedenfalls die Feinde wieder hinaustreiben, falls ihnen der Einbruch gelänge, und meine Ehre ist alsdann gerettet. Jetzt zu Bett.“ Damit gürtete er seinen Gürtel los und legte den Degen auf den Tisch.

Plötzlich blieb er bestürzt stehen. „Nein, ich kann nicht schlafen, wenn ich den Greis oben sterbend weiß, — sterbend durch mich! Ich muß noch einmal zu ihm gehen.“

Hastig nahm er den Leuchter auf und kehrte abermals in das Studirzimmer des Alten zurück. Dieser hatte sich auf dem Boden in einer sitzenden

Stellung aufgerichtet, das ehrwürdige Haupt tief auf die Brust gesenkt, die weißen mageren Hände fest auf den Knieen ineinander gefaltet; so bot er ein tiefergreifendes Bild des Schmerzes dar. Heydersdorff beugte sich zu ihm hinab und redete ihm liebevoll zu, daß er sich erheben und zur Ruhe begeben möge. Er selbst wolle sich nicht eher niederlegen, als bis er den alten Vater versorgt wisse.

Der ruhige, unbefangene Ton, in dem der General sprach, noch mehr aber sein liebevoll besorgtes Wesen blieb nicht ohne Eindruck auf den Greis. Er reichte ihm stumm die beiden Hände, worauf der General mit kräftigen Armen ihn vom Boden hob, dann selbst den Kammerdiener machte und den Astronomen glücklich auf sein Lager brachte.

„So, da wäret Ihr jetzt, Väterchen," sagte Heydersdorff lächelnd. „Ich habe Euch zu Bette gebracht, wie Ihr manchmal den ungehorsamen Knaben, wenn er heimlich gegen der Mutter Willen bei Euch in Eurem Stübchen saß und Euren Erzählungen bis Mitternacht lauschte. Erinnert Ihr Euch dessen noch? — Und wie Johannes zankte, aber doch uns immer einen warmen Wein mit Kuchen brachte?"

„Wohl, ich habe die Zeiten nicht vergessen, mein Sohn," erwiderte der Greis, und ein schwaches

sonniges Lächeln, wie ein sanftes Abendroth, verklärte sein intelligentes, bleiches Gesicht.

„Das waren schöne Zeiten,“ fuhr Heydersdorff fort. „Wir waren damals Beide glücklicher als jetzt, Väterchen! Ich wollte, Ihr verstündet zu Euren übrigen Kenntnissen die Kunst, das Herz jugendlich froh und vertrauend zu erhalten.“

„Die Kunst steht Allen Menschen zu Gebote, mein Sohn. Ein reines Gewissen im Mannesalter behalten und Gott stets vor Augen haben, erhält das Herz froh und vertrauend.“

„Ihr freilich habt das gethan, Vater; Ihr habt stets nur nach der Stimme Eurer Ueberzeugung gehandelt. Aber bereutet Ihr nie, daß Ihr von dem katholischen Glauben abfielet und durch Eure Apostasie nicht nur die Gönnerschaft meines Vaters verloret, sondern auch schwer dafür im Gefängniß büßen mußtet?“

„Nein, mein Sohn, ich bereute nie, die Wahrheit bekannt zu haben.“

„Die Wahrheit, Vater, wollen die Menschen weder hören, noch anerkennen, sie wollen lieber in ihrem alten Wahne verbleiben, lieber mit Lügen und Irrthümern sich in den Schlaf wiegen lassen! Hat man Eurer Stimme gelauscht, als Ihr Eure Entdeckungen wegen der Kraft des Dampfes kund

machtet? Hat man Euch nicht sogar als einen Schwarzkünstler zu Wien verschrieen, Euch aus der Stadt verwiesen?"

„Ja, das thaten die hochweisen Gelehrten zu Wien, aber sie konnten nur mich verbannen und verhöhnen, die Wahrheit vermögen sie nicht zu unterdrücken, denn diese ist göttlichen Ursprungs. Die Sonne am Himmel mag wohl von den Wolken verhüllt werden, daß menschliche Augen das Licht nicht gewahren, aber die Sonne existirt hinter den Wolken, sie hört nicht auf zu sein. So wird auch die Wahrheit bald mächtiger unsere geistige Finsterniß durchbrechen, und dann wird auch meinem Namen Gerechtigkeit werden, oder meinen Behauptungen. Die Wissenschaft ist noch ein schwaches Kind, aber das Kind wird zum Mannesalter heranwachsen, und was dem Kinde genügte, wird dem strebsamen Manne nicht mehr genügen; er wird weiter dringen in das geheimnißvolle Reich der Natur, und mit jedem zurückgelegten Schritte werden die geistigen Augen und Kräfte der forschenden Seele geschärft werden."

„Euer Vertrauen auf Gott und Menschen bewundere ich, mein Vater. An Eurer Stelle würde ich an Gottes Gerechtigkeit zweifeln und die Menschheit hassen, die mich verfolgt und verhöhnt hat."

„Gott verzeihe meinen Widersachern, denn sie wußten nicht, was sie thaten. Viele werden noch mein Schicksal theilen, mein Sohn. Aber es wird besser kommen, — eine Zeit, wo jedes Kind der Sonne der Wahrheit zustrebt, wie die Blumen sich stets zum Lichte wenden. Mein Vertrauen nehme ich mit mir ins Grab, und hinüber in die Ewigkeit den Ursprung und die Quelle der Wahrheit und der Erkenntniß. Mein Gottesvertrauen ist nie zu Schanden geworden. Hat er nicht Dein Herz erweicht, daß Du Dich des greisen Lehrers erinnertest und aus seiner ärmlichen Hütte ihn in diese Wohnung des Wohlstandes versetztest? O mein Georg, mein guter Engel, lerne wieder Gott vertrauen, so wirst Du auch der Menschheit vertrauen, denn es giebt auch edle, gute Menschen unter den Sündern und Verstockten.“

„Unter diese kleine Anzahl gehöret Ihr, mein Vater,“ erwiderte Heydersdorff, nahm die Hand des Greises und küßte sie ehrerbietig, dann verließ er ihn.

„Sein Herz ist noch gut, obgleich viele Schlacken sich an das Gold gehängt haben,“ sagte leise vor sich hin der Greis. „Wer lieben kann, ist noch nicht verloren. Er hat meinen Leib vom Hungertode gerettet, Gott vergönne mir die Seligkeit, daß

ich seine Seele und seine Ehre rette! — Ich habe einen bösen Traum gehabt; es war wohl nur ein Traum, eine Eingebung des Satans, der mein Vertrauen stören möchte. Mein Georg, der Sohn meiner Liebe, wird nie seine Pflicht vergessen! — Herr, behüte uns in Gnaden," setzte er leiser hinzu, „behüte diese schöne Stadt — und — meinen Georg."

Die Augen schlossen sich, als das letzte Wort auf den Lippen erstarb, und ein schöner Engel ließ liebliche Bilder im Traume dem edlen Dulder vorschweben, Bilder des Friedens und der Eintracht, von keinem schwarzen Schatten des Argwohns getrübt oder verdunkelt.

Ende des ersten Bandes.

Leipzig,

Druck von A. Edelmann.





